

Johannes Stockmayer

Sterben ist ein lebenslanger Prozess

Eine Lebensreise in sieben Bildern

Für Jessica Joy

Inhalt:

- 1. Bild: *Die Höhle***
- 2. Bild: *Der Garten***
- 3. Bild: *Das Kloster***
- 4. Bild: *Die Stadt***
- 5. Bild: *Das Schloß***
- 6. Bild: *Das Gartenhaus***
- 7. Bild: *Der Heimweg***

Liebe Tochter,

ich schreibe dieses Buch für Dich! Wenn Du Dich jetzt gerade aufmachst, um Deine Lebensreise selbstbewußt und mutig zu beginnen, möchte ich Dir gern einen Reiseführer an die Hand geben. Nein, nein, ich weiß, was du jetzt abwehrend sagen wirst: „Papa, das ist aber *mein* Weg!“ Da hast Du Recht und ich möchte Dich auch gar nicht bevormunden oder Dir genau vorschreiben, wie Du diesen Weg zu gehen hast. Übrigens geht das auch gar nicht. Jeder geht seinen eigenen Weg durch das Leben.

Klar würde ich Dich gern begleiten! Aber ich weiß, daß ich Dich loslassen muß, damit Du diesen Weg eigenständig gehen kannst. Es ist nur eine sehr kurze Strecke Deines Weges, den wir zusammen gehen konnten. In Richtung Zukunft wirst Du immer mehr allein gehen müssen, oder mit ganz anderen Wegbegleitern, Freunden, Partnern, die mehr Anteil haben an Dir und Deinem Leben als ich. Unser Weg trennt sich, Du gehst Deinen und ich meinen. Wir werden zwar in Verbindung bleiben und unsere Wege werden sich immer wieder kreuzen, aber die Strecke, in der wir im Gleichschritt oder Hand in Hand gegangen sind, wo Du mir hinterherliefst oder voraus ranntest – oder wo ich Dich sogar getragen habe – ist vorbei. Das ist gut so.

Aber weil das so ist, möchte ich Dir schreiben, was ich als die wichtigen Stationen des Lebens erachte. Ich habe gelernt, daß ein Leben in unterschiedlichen Phasen abläuft* und jeder Zeitabschnitt sein eigenes Gepräge, seine Bedeutung und sein Gewicht hat. Es ist wichtig, nicht stehen zu bleiben, hörst Du? Jeder Teil Deines Leben ist nur ein Durchgang zum nächsten Teil, Dein Leben ist eine Bewegung zum Ziel. Dein Leben ist Dynamik – nicht Statik, vorankommen – nicht stehenbleiben. Das möchte ich Dir mit auf den Weg geben. Du sollst vorausschauen und wissen, was auf Dich zukommt, Du sollst den Wert des Augenblicks erkennen, damit Du Dein Leben in seiner ganzen Tiefe ausloten und gestalten kannst.

Ich schreibe Dir dieses Buch, weil ich weiß, daß es nicht immer einfach war mit Deinem Leben und daß Dein Leben gefährdet war. Du hast oft überlegt, ob dieses Leben überhaupt einen Sinn hat und ob es sich lohnt, auf dem schwierigen Lebensweg weiterzugehen. Du hast es dann immer wieder gepackt. Bravo! Ich habe darüber gestaunt, wenn ich gesehen habe, wie die Lebensenergie in Dir neu aufbrach und Du entschlossen nach einer Zeit der Trauer und Resignation die Dinge, Dein Leben, wieder in die Hand genommen hast. Du wirst solche Momente noch oft erleben, fürchte ich. Deshalb schreibe ich Dir, ich will Dir Mut machen und zeigen, daß es weitergeht. Dein Leben ist das kostbarste Geschenk, das Du von Gott bekommen hast, Du darfst dieses Geschenk auspacken und in Deine Hand nehmen. Er gibt es Dir, damit Du es gestaltest, es einsetzt, vermehrst und etwas Schönes daraus machst – für Dich selbst und für andere. Mit diesem Buch möchte ich Dir dazu Anregungen geben.

Mit dem, was ich darstelle, male ich Bilder. Bilder muß man anschauen, in Bilder muß man sich vertiefen, das weißt Du. Bilder muß man auf sich wirken lassen, dann werden sie lebendig. Meine Bilder sind nicht die Realität, aber sie zeigen die Wirklichkeit. Versuche herauszufinden, was dahinter steckt, versuche die Symbole zu deuten, oder mehr noch: versuche sie mit Deinem Herzen zu verstehen. Mit allem möchte ich Dich auf etwas hinweisen, finde es heraus, das ist wie ein Rätsel – und Du liebst ja Rätsel, die Du knacken kannst. Und auch in Wirklichkeit ist es so: Nicht das Vordergründige bestimmt letztlich unser Leben, sondern das, was dahinter liegt. Lerne dahinter zu schauen, finde heraus, was die eigentlichen Vorgänge hinter dem sind, was Du mit Deinen Augen siehst, dann verstehst Du und erkennst den Sinn...

Ich habe mir überlegt, ob ich zu meinen Worten noch Zeichnungen fügen soll, aber ich habe diesen Gedanken schnell wieder verworfen. Erstens kann ich nicht gut zeichnen, das kannst Du viel besser (vor allem malst Du sehr ausdrucksstarke Gesichter), und dann denke ich, es

* Zum Beispiel bei: Romano Guardini, Die Lebensalter, Erik H. Erikson, Kindheit und Gesellschaft, J. Robert Clinton, Der Werdegang eines Leiters

müssen Deine eigenen Bilder sein. Deshalb mache ich Dir einen Vorschlag: Male selbst zu jeder Lebensstation ein eigenes Bild, male es so, wie Du es Dir vorstellst, nimm meine Worte und entwirf damit ein Bild, das Dir entspricht.

Eine Sache macht mich bei meinem Buch für Dich unzufrieden: Ich schreibe diese Geschichten für Dich, aber ich beschreibe einen Jungen. Das paßt ja nicht gut zusammen. Ich habe lange überlegt, ob ich den Lebensweg eines Mädchens beschreiben soll, aber ich habe gemerkt, daß ich das nicht kann. Ich bin eine Mann und war ein Junge und ich denke entsprechend. Ich kann nur von mir aus erzählen, schade. Deshalb sind diese Stationen des Lebens ein Stück meiner eigenen Geschichte, meines Empfindens und Erlebens als Mann. Ich hoffe, daß Du es auf Dich übertragen kannst. Manches wirst Du genauso oder ähnlich erleben, bei manchem wirst Du sagen: „Das sehe ich als Mädchen und Frau ganz anders!“ Gut so. An diesen Stellen nimm es so, daß Du dadurch einen Einblick bekommst, wie ein Mann denkt und empfindet, Du verstehst dann die Männer, denen Du begegnen wirst, besser, oder lernst einfach mich mehr kennen, das ist doch auch etwas, was Dir helfen kann, Dein eigenes Leben zu führen.

Ich wünsche Dir, daß Du jede Station Deines Lebens in vollen Zügen genießt, Dich ganz hingibst in jeden Moment, der Dir geschenkt wird, daß Du den roten Faden Deines Lebensweges findest und immer weitergehst, Schritt für Schritt, in Deinem Tempo und auf Deine Weise, aber bis zum Ziel.

Ich bin Dir in herzlicher Liebe verbunden, Du, die Du so anders bist, einen ganz anderen Hintergrund und Wurzelgrund hast als ich und in Deine eigene Zeit und Welt hineingehst. Ich schätze mich glücklich, daß Du meine Tochter bist und ich bin

Dein Papa.

1. Bild:

Die Höhle

Der Beginn

Komm, fasse meine Hand, mein Kind. Bist du bereit für ein großes Abenteuer, das Abenteuer deines Lebens? Die Reise beginnt an meiner Seite. Habe keine Angst, es sind meine Schritte, die dich voranbringen, du bist ganz sicher und geborgen, du mußt nichts tun, laß es geschehen.

Dort in dem großen Wald liegt unser Ziel, mittendrin, ganz verborgen. Aus dem hellen Licht des strahlenden Sommertages treten wir ins dichte Unterholz. Es wird dämmrig, spielende Schatten umgeben uns. Hier ist es angenehm kühl. Das dichte Dach der Zweige wölbt sich über uns und läßt nur ab und zu den Blick zum Himmel frei. Die Sonnenstrahlen zaubern ihre Schatten ins Laub. Der Wind bewegt die Wipfel und leise ächzen die Baumstämme, ein beruhigendes Geräusch, wie das Schnarchen eines Riesen. Unter den Büschen scharren die Vögel und fliegen erschreckt hoch, wenn wir uns nähern. Ab und zu huscht eine Maus über den weichen Waldboden, in der Ferne klopft ein Specht und über uns läßt ein Greifvogel seine klagende Rufe vernehmen. Wir sind allein.

Leise und behutsam gehen wir vorwärts, vorsichtig treten wir auf, damit nicht das Knacken eines Astes die abgeschiedene Stille stört. Der Boden federt unter unsern Füßen, die Wurzeln der Bäume sind wie Adern, die ab und zu aus der Tiefe emporkommen und immer wieder ein Hindernis für unsere vorsichtigen Tritte bilden. Wir halten den Atem an, geheimnisvoll umhüllt uns das pulsierende Leben des Waldes, es berührt uns zart, wie die Spinnweben, in denen wir uns manchmal verfangen. Aber ihr Gespinnst hält uns nicht zurück. Sie erinnern uns nur daran, vorsichtig und behutsam zu sein, alles ist so zerbrechlich, schnell zerreißt das zarte Gewebe einer unberührten Natur, schreckt auf und gibt uns als Fremdkörper und Eindringling dem höhnischen Lachen des Eichelhähers preis.

Wir wollen aber keine Eindringlinge sein, keine Fremdkörper, die abgestoßen werden. Wir sind Entdecker auf dem Weg zum Leben. Wir wollen uns einsmachen mit der fremden Umgebung, uns einfügen und anpassen. Deshalb gehen wir ganz behutsam vor, Millimeter um Millimeter tasten wir uns voran. Wir haben ja Zeit. Das Leben dauert eine Ewigkeit, so brauchen wir jetzt nichts zu überstürzen.

Das Unterholz wird dichter, der Waldrand liegt hinter uns, von den satten Wissen ist nichts mehr zu spüren. Eine eigene Welt umgibt uns, eine verborgene und verschlossenen Welt, die sich nicht ohne weiteres öffnet. Wir brauchen Zeit, Geduld ist erforderlich, Stille umfängt uns und zwingt uns zur Konzentration. Wir lauschen und spüren, alle Sinne sind geöffnet. Wir nehmen mehr wahr als was mit Ohren, Augen und Nase möglich ist. Es ist nicht viel zu sehen und doch ist so viel gegenwärtig. Es scheint, als ob hier die Zeit still steht. Wie lange braucht ein Baum, bis er groß und stark ist? Unsere Hände berühren die uralte Rinde, der Baum steht fest und sicher. Er ist wachsen, langsam aber unaufhörlich. Nun steht er fest und mit seinen vielen Ringen spottet er der Zeit. Er hat ein ganz anders Zeitmaß, er weiß, daß es nicht schnell geht, Wurzeln zu schlagen und in die Höhe zu wachsen. Das geht nicht von heute auf morgen. Wir haben Zeit, wir passen uns an, wie ein Schnecke kommen wir vorwärts. Hast du schon einmal eine Schnecke beobachtet? Hast du dich dann auch gewundert, wie schnell sich eine Schnecke bewegt? Einen kurzen Augenblick hast du woanders hingeschaut und dann fiel dir auf, welche weite Strecke das kleine, schwerfällige Tier mit seinem Haus auf dem Rücken zurückgelegt hat. Es kommt darauf an, wo man hinblickt. Wenn man die Bewegung ständig beobachtet, wirkt sie langsam und träge. Wir wollen deshalb nicht uns selbst beobachten, sonst verlieren wir schnell die Geduld, wir schauen um uns und sind bereit, all das aufzunehmen, was uns die Umgebung bietet. Wir schauen und staunen. Es sind die kleinen Dinge, die uns besonders erfreuen: Die feinen Lichtstrahlen an den Blättern am Zweig, der kleine Käfer, der den Grashalm hinaufklettert, die wendige Kaulquappe in der Pfütze. Da, eine Raupe, die aussieht, als sei sie ein kleines Ästchen! Sie läßt sich genau vor unserer Nase an einem dünnen Faden vom Baum herab. Und dort der kleine Schaumklumpen, eine

Kinderstube künftigen Lebens. Oder der kleine rote Pickel am Blatt, auch hier regt sich schon das kleine Würmchen, das irgendwann einmal in die Freiheit schlüpft. Alles ist voller Leben. Überall wird geboren und gestorben. Altes vergeht und Neues beginnt. Eine ständige Bewegung ist um uns und raunt uns zu: „So ist das Leben, es hört niemals auf!“

Die Bäume werden dichter, es wird dämmerig. Wir kriechen auf einem Boden voller Tannennadeln. Das Dickicht läßt uns nur ganz kleine Durchschlüpfe, durch die wir uns hindurchzwängen und dabei von braunen Tannennadeln vollgerieselt werden. Wir kommen immer tiefer in den Wald, wir kommen dem Geheimnis immer näher. Ob wir auch wieder herausfinden?

Hier gibt es keine Wege, nur Tierpfade sind zu ahnen. Wir suchen uns den eigenen Weg, keiner ist wie der andere, jeder muß sich seine Spur selber bahnen. Vorsicht, damit wir nichts zerstören. Wir wollen keinen Hinweis hinterlassen, daß wir hier waren, nichts darf unsere Anwesenheit verraten. Kein Hälmchen darf geknickt sein, kein Abdruck im Boden und kein zerbrochener Ast soll Auskunft über unseren Weg geben. Wir nähern uns dem Geheimnis auf leisen Sohlen, im Verborgenen und ganz unauffällig und so, als würden wir zufällig darauf stoßen. Es gibt genug Trampel in dieser Welt, die alles zerstören und die das Geheimnis entweihen und verjagen. Lauthals reden sie über ihre Entdeckungen, aber dadurch zerstören sie alles! Was ins Verborgene gehört, zerren sie an die Öffentlichkeit und setzen es den gierigen Blicken vieler Menschen aus, dadurch wird das Geheimnis wertlos. Was das Dunkle braucht, wird hell erleuchtet, erschreckt zieht es sich zurück und ist auf und davon!

So machen wir es nicht! Wir schleichen uns an, halten inne, lauschen, spüren, bei jedem Schritt warten wir auf die Erlaubnis, weitergehen zu dürfen. Ständig wittern wir, ob wir noch unentdeckt sind. Wir nehmen die dunkelsten Wege und suchen weitab von allen anderen nach unserem Ziel. Es ist nur unser Weg, nur wir dürfen ihn gehen, niemand darf ihn kennen und wissen. Es ist unser Geheimnis, das wir suchen und das wir vor allen anderen verbergen. So beginnt das Leben: unerkannt, still, im Verborgenen, weit ab von allen anderen Bedingungen dieser Welt.

Der Eingang

Langsam wird der Wald unwegsamer, es geht bergab. Felsbrocken versperren den Weg. Jetzt wird es mühsamer. Manchmal müssen wir klettern. Unsere Kondition ist gefragt, wir müssen aushalten, nicht aufgeben, nicht zurück. Wir dürfen nicht kurz vor dem Ziel aufspringen und losrennen, nur weil wir ungeduldig werden, wir würden hinabstürzen und uns verletzen. Wir bleiben auf unserer Spur, wir setzen alles ein und mobilisieren unsere letzten Kräfte.

Ausdauer ist mühsam, aber sie lohnt sich! Wir geben nicht auf, das verspreche ich dir.

Das Gelände wird immer abschüssiger. Wir klettern über umgestürzte Bäume, der Boden wird moosig, die Luft kühler und feuchter. Dann stehen wir am Rande einer Schlucht. Die Nerven sind bis aufs äußerste angespannt. Wir müssen uns beherrschen und ganz vorsichtig den Abstieg wagen. Wer jetzt den Kopf verliert, stürzt in die Tiefe und bricht sich alle Knochen, wer hier seinen Weg überstürzt, verliert den Halt und seine Orientierung.

Wo es geht, halten wir uns fest, Felsbrocken, Wurzeln und kleine Bäumchen geben uns Halt. Der Boden wird rutschig, Wasser sickert aus dem Gestein, wo es auf Erde trifft entsteht zäher Matsch. Aus der Tiefe weht ein nebliger Hauch, es riecht nach Urgrund und Fruchtbarkeit. Wir hören den Bach, der durch die Schlucht rinnt.

Endlich sind wir unten, stehen am Fuß der Schlucht, neben uns gurgelt das Wasser ins Tal und singt sein beständiges Lied, jahrein, jahraus. Felsbrocken, angeschwemmte Äste und Laub hemmen kurzzeitig seinen Lauf, werden aber umspült oder bilden den Anlaß für einen tiefen Gumpen, in dem die Bewegung fast still zu stehen scheint.

Das Wasser ist kristallklar und sauber, Lebenswasser. Es schmeckt köstlich würzig und ist erfrischend für Leib und Seele. Wir wischen uns den Schweiß von der Stirn und atmen auf.

Am liebsten würden wir hineinspringen. Aber der Bach ist erschreckend kalt und wir haben noch ein kräftiges Stück Weg vor uns.

Auf den Steinen, die aus dem Wasser ragen, steigen wir im Bachbett aufwärts. Auch hier gehen wir wieder sehr behutsam, prüfen jeden Stein auf seine Trittsicherheit, wir wollen nicht unvermittelt ins Wasser stürzen, wir würden uns erkälten. Sumpfigen Stellen weichen wir aus und achten auch darauf, daß wir die dichte Vegetation am Grunde der Schlucht nicht zerstören. Alles wirkt kostbar und unberührt, als sei noch niemals ein Mensch vor uns hier unten gewesen. Hier scheint ein Stück Paradies erhalten geblieben zu sein, es ist ein Ort der ersten Schöpfung. Nur das Wasser bewegt sich und erfüllt die Verborgenheit mit seinem Klang. Ab und zu sprüht es glucksend über ein paar Steine, als würde es aufjauchzen und dabei einen Sprung in die Höhe machen. Ja, das Wasser tanzt einen wirbelnden Tanz, ungebändig und doch nach klaren Regeln, harmonisch und sanft.

Die Schlucht wird enger, die Wände werden steiler, der nackte Feld ist zu sehen, Urgestein, rötlich schimmernd, teilweise verwittert und doch noch so wie am ersten Tag. Die Erde zeigt im versteckten Dunkel ihr Innerstes, ist wie entblößt. Aber sie geniert sich nicht, denn hier ist kein Ort der Scham. Die Tiefe zeigt auf keusche Weise, was sie hat und was auf's Intimste zu ihr gehört. Dort ist bloßgelegt, was sonst verborgen ist, und trotzdem ist es keinen neugierigen Blicken zugänglich. Hier gibt es keine Frivolität, keine Anzüglichkeit, kein geiles Stieren und doch ist alles zu sehen: die urwüchsige Schönheit, die unverstellte Natürlichkeit, nicht zurechtgemacht und überwältigend durch ihren archaischen Anblick. Hier ist das Leben, wie es immer war, unverfälscht und rein, unbekleidet, aber ohne das Bewußtsein, nackt zu sein, vollkommen im Zustand der sauberen Ursprünglichkeit.

Dann ist die Schlucht unvermittelt zu Ende. Wir sind umgeben von steilen Wänden. Vor uns ein dichtes Gestrüpp, aus dem das Wasser, nun ein kleines Rinnsal, plätschert. Es ist der Eingang zur Höhle, wir sind angekommen, wir sind am Ziel!

Neugierig biegen wir die zähen Äste des Gebüsches beiseite. Der Eintritt in die dunkle Tiefe erfordert noch einmal ein mühevolleres Stück Arbeit. Nichts ist selbstverständlich auf unserem Weg, nichts geht von allein. Jeder Schritt will bewußt und absichtlich vollzogen sein. Immer wieder stehen wir vor der Frage: Sollen wir umkehren und zurückgehen oder gehen wir weiter? Denn mit jedem Schritt, mit dem wir dem Ziel näher kommen, wächst die Verantwortung für das, was wir tun. Mit jedem Schritt lassen wir Altes hinter uns und betreten Neuland. Mit jedem Schritt wächst das Gewicht des Weges, den wir uns erschlossen haben, wie wenn jeder Meter davon auf unsere Schultern geladen würde.

Wollen wir wirklich in die Höhle hineingehen? Wollen wir den Weg endgültig beschreiten? Wollen wir auch diese Verantwortung auf uns nehmen? Gehen wir den Schritt zu neuem Leben? Dieser Schritt ist nicht rückgängig zu machen, er ist endgültig. Wenn das neue Leben begonnen hat, nimmt es seinen Lauf. Wir haben es nicht mehr in unserer Hand. Jetzt können wir noch zurück – oder nicht? Aber dann ist es getan, dann hat dein Leben begonnen, dann gibt es einen neuen Tropfen im Wasser des Lebens, das unaufhaltsam seinen Weg ins Tal und in die Weite nimmt bis zum Horizont. Will ich dich, will ich dein Leben, soll es dich geben? Welche Frage, mir wird ganz schwindelig. Welche Möglichkeiten halte ich in meiner Hand, gewaltig, grandios, unbarmherzig und unfassbar. Wie kann mir daran liegen, daß es dich nicht geben soll, wie kann ich die Last dieser Verantwortung auf mich nehmen, daß du deinen Weg ins Leben nicht beginnen sollst. Natürlich will ich dich, mein Kind, natürlich sollst du Leben, so wie es von Anbeginn von Gott vorgesehen war.

Aber ich - ich! – darf den Anfang setzen, ich darf dabei sein und sogar mitbestimmen, wie du den langen Weg beginnst.

Kommst du mit, mein Kind? Wir gehen weiter, faß mich an der Hand, wir wagen den Schritt zu dem gewaltigen Neuanfang – auch wenn wir weder wissen noch ahnen können was daraus wird. Komm mit, wir gehen hinein. Wir lassen es zu, daß der Schöpfer sein großes Werk tut. Wir wagen den Anfang. Ich nehme die Verantwortung des neuen Lebens auf mich.

Im Dunkel der Höhle

Was jetzt geschieht, unterliegt nicht mehr unserem Willen. Wir können nun alle Anstrengung und Anspannung loslassen und uns in aller Ruhe in der Höhle umschaun. Zuerst braucht es einige Zeit, bis sich unsere Augen an das Dunkel gewöhnt haben. Wir stehen am Eingang und spüren die wohlige Wärme, die uns aus dem Dunkel entgegenwallt. Wir werden darin eingehüllt wie in einen Mantel, sie umfängt uns, macht uns müde und schläfrig. Vor allem nach den überstandenen Strapazen empfinden wir den Eintritt in die Höhe wie ein Nachhausekommen. Am liebsten würden wir die Schuhe ausziehen, uns niederlassen und schlafen.

Tatsächlich entdecken wir in einigen Nischen, die in den Fels der Höhle gehauen wurden, wunderbar weiche Decken aus Schafwolle. Sie laden ein, sich hier hineinzukuscheln und dort zu bleiben. Aber ich weiß, das ist nicht mein Platz, das ist dein Platz, mein Kind. Hier kannst du dich einnisten und hier wird in der nächsten Zeit dein Zuhause sein.

Aber laß uns vorher diesen Ort noch näher anschauen. Die Höhle ist geräumig, sie bietet Platz für viele, keine Nische ist wie die andere, jede ist ganz individuell und ganz persönlich. Ich bin gespannt, wie deine Koje sein wird, mein Kind, und wie du dich hier entwickelst. Es wird sehr aufregend sein zu sehen, wie du bist, wenn du die Höhle wieder verläßt, was aus dir in dieser Zeit geworden ist.

Jetzt haben wir uns an den Ort gewöhnt und bemerken, daß es noch tiefer hineingeht ins Dunkle, die Höhle scheint kein Ende zu haben. Aus der Tiefe dringt uns ein unaussprechliches Raunen entgegen, ein Seufzen und Flüstern, das nicht aus Worten besteht. Es ist wie ein Wehen aus einer uralten Zeit, als ob dort in der Tiefe alle Geschlechter versammelt wären und sich nun am Neubeginn des Lebens mit beteiligen. Es klingt als würde dort unten gewoben und gehäkelt, ein starkes Netz der Generationen, als würde Masche an Masche und Glied an Glied eine lange Kette gewirkt, die weit in die Anfänge der Menschheit hineinreicht. Uns läuft ein Schauer über den Rücken, wenn wir uns diese unermesslichen, weiten Abgründe vorstellen. Es ist fast so, als zöge es uns hinab bis zu diesen Ur-Anfängen. Es ist kein Schrecken, der uns entgegenweht, wenn wir weitergehen, aber es ist ein großer Ernst und eine weihevollen Würde: Hier ist die ganze Geschichte meines Lebens und die Geschichte meiner Vorahren versammelt, gebündelt, gegenwärtig.

Je tiefer wir hineingehen, desto wärmer wird es. Viele Gänge verzweigen sich, aber wir bleiben in einem Tunnel, der geradewegs ins Innere führt, er ist breit und bequem. Jetzt fällt uns ein beruhigendes Geräusch auf, das immer lauter wird, regelmäßig pulsiert ein Klopfen, nicht beängstigend, sondern als würde es immer wieder sagen: „Sei ruhig, ich bin da, ich wache und passe auf.“ Mit jedem Schlag quillt eine neue Woge von Wärme aus der Tiefe. Und es ist nicht nur äußere Wärme, es ist eine Wärme, die Zärtlichkeit mitbringt, die samtweich ist wie streichelnde Hände. Jede Woge ist eine Woge der Liebe und Fürsorge, Lebensatem, Nahrung, Aufmunterung, verlockend, bezaubernd, vereinnahmend.

Jede Woge verlangt nach mehr, unersättlich gehen wir weiter, tiefer hinunter. Da dringt aus einem Nebenraum ein verzweifelter Weinen und Schluchzen. Wir biegen in einen Gang ein und das Klagen wird lauter. Es ist erschreckend. Hier klagt die Kreatur, die nicht zum Leben kam, in dieser Höhle trauern die, die nie das Licht des Tages gesehen haben. Hier verbringen sie ihr nicht gelebtes Leben im Schmerz darüber, daß sie nicht leben durften. Wir erschrecken, gibt es am Ort des Lebens auch eine Höhle des Sterbens? „Was macht ihr hier“, möchten wir fragen, „warum bleibt ihr hier?“ Aber sie können nicht antworten, sie wissen es nicht, ihr kleines Leben bleibt im Dunkel, unerkannt, ohne Antwort, ohne Stimme, sie sind hier am Ort der Geborgenheit, jammern und klagen und sind doch dort, wo sich Anfang und Ende verbinden. Auch sie haben ihren Platz, sie sind nicht vergessen, sie existieren auf ihre verborgene und geheimnisvolle Weise. Niemand kennt sie, niemand hat sie gesehen und doch

sind sie da. Auch wenn ihnen das Leben nicht geschenkt wurde, existieren sie auf eine Weise, die ursprünglicher und tiefer als das Leben ist.

Aber wir halten es nicht bei ihnen aus, das ist nicht unser Ort, wir suchen ja das Leben in seiner ganzen Fülle und Vitalität. Schnell kehren wir dieser Höhle des Jammerns den Rücken und wandern weiter hinein und hinunter in die Tiefen des Lebens.

Endlich, nach einiger Zeit erreichen wir die Mitte. Dort entdecken wir einen weiten Raum, er wirkt nicht wie ein Höhle, die Wände treten ins Dunkel zurück, so scheint er grenzenlos zu sein. Hier befindet sich ein großer, stiller, schwarzer See. Klingend fallen Tropfen in das Wasser und wecken Kreise, die im Dunkel verschwinden. In das Singen der Tropfen mischt sich ein Raunen und Wispern. Blitze aus blauem Licht zucken über dem Wasser. Sie sind nicht bedrohlich, sondern faszinierend anzusehen. Wie kleine blaue Kugeln entflammen sie in der Dunkelheit und zischen mit einem sanften Geräusch durch die Luft, um dann genauso plötzlich zu verlöschen, wie sie entstanden sind. Manchmal stößt ein Blitz ins Wasser, dann gibt es mit einem leisen „Blubb“ ein paar Blasen. Ein tiefer Friede herrscht an diesem Ort. Alles geschieht in Ruhe und Ordnung. Die Zeit steht still, nein, mehr noch, es gibt keine Zeit. Alles ist so, wie es immer war und es wird auch in Zukunft so sein. Dieser See ist wie der Urgrund der Menschheit, hier ist alles ewig beim alten und hier entsteht ständig etwas Neues. Hier sind die Gegensätze vereint. Die Gegensätze zwischen Tod und Leben, zwischen alt und jung, zwischen Mann und Frau und zwischen Gott und Mensch. Im Dunkel der unendlichen Tiefe herrscht das „Werde!“ Gottes vom ersten Anfang. Wie zu Beginn schwebt der Geist Gottes über den Wassern, verbinden sich Anfang und Ende.

Ich schaue und staune, dann erfüllt mich ein großer Schrecken. Ich bin nicht am richtigen Platz, ich habe hier nichts – noch nichts – verloren. Ich schaue etwas, was ich noch nicht sehen darf. Ich bin zu weit gegangen, denn ich bin ein Mensch aus Fleisch und Blut, der mitten im Leben steht, der seinen Platz draußen hat.

Aber es fällt mir schwer umzudrehen und zurückzugehen. Am liebsten hätte ich mich meiner Kleider entledigt und wäre in das Meer der Ewigkeit hineingetaucht.

Ich drehe mich um und gehe zurück. Entschlossen, bereit für das Leben, gestärkt und meiner selbst bewußt. Ich weiß ja jetzt, wo ich herkomme und wo ich hingehen werde.

„Kommst du mit, mein Kind?“ Nein, du schüttelst den Kopf. Für dich ist es noch nicht Zeit, du bleibst hier. Es fällt mir schwer, dich allein zu lassen. Ja, ja ich weiß, du bist hier nicht allein und du brauchst diese Zeit für dich zum Reifen und Wachsen. Aber es bekümmert mich, allein ins Freie hinaustreten zu müssen. Es nicht in der Hand zu haben, was mit dir passiert. Das erste Mal muß ich dich loslassen und zurückgeben. Im Augenblick kann ich nichts mehr für dich tun. Es war wenig, was meine Aufgabe war. Ich habe dich hierhergebracht und abgeliefert. Den Weg zurück gehe ich allein.

Aber sei sicher: Ich warte auf dich und eines Tages rufe ich: „Komm heraus! Es ist Zeit für dich! Komm ins Leben, denn das Leben gehört dir, es ist unser Geschenk an dich! Es ist das Geschenk deiner Eltern. Nun nimm das Leben in deine Hand!“

Ich verstehe, daß du schreist und brüllst und nach Luft japst, wenn dir das klar wird und du dem Leben, deinem Leben gegenüber stehst. Es ist erschreckend und zugleich faszinierend. Aber wir sind ja da und helfen dir ins Leben hinein – wir, deine Eltern.

Liebe Tochter,

Was denkst Du über diesen ersten Abschnitt? Ist er für Dich zu unheimlich, zu verworren und zu symbolisch? Keine Angst, in den nächsten Bildern geht es anders zu – vielleicht bis zur letzten Station, die hier wieder anknüpfen wird.

Aber diesen Teil mußte ich so erzählen und darstellen. Würde ich anders darüber reden, wäre es peinlich oder zu platt. Ich würde dem Geheimnis der Geburt nicht gerecht werden. Viele Menschen versuchen diese Vorgänge zu ergründen. Technisch, medizinisch wissen wir viel darüber - aber trotzdem wissen wir noch nicht alles, und ich glaube, vieles wird verborgen bleiben. Wie kann ein Leben aus dem Nichts entstehen? Wie können wir dieses Geschehen mit unserem Verstand erschließen? Das geht nicht, denn Gott handelt! Menschen und Gott sind zwar zusammen am Werk – und das ist unbegreiflich - ,aber das Entscheidende tut er. Und dieses Leben hat von Anfang an einen Willen, einen Charakter, einen Wert und eine tiefe Bedeutung. Wir können als Mann und Frau dafür sorgen, daß ein Mensch entsteht, wie dieser Mensch aber ist und was aus ihm wird, haben wir nicht in der Hand. Und wir haben nicht einmal eine Garantie, daß so ein kleines Menschlein tatsächlich geboren wird, das weißt Du und das wissen wir genau.

Deshalb ist und bleibt dieses erste Kapitel ein Geheimnis und deshalb ist der Weg zur Höhle ein schwieriges Gleichnis, das zeigt, wie verschlungen und vielfältig die Wege sind, die zum Beginn eines neuen Lebens führen. Und auch, wie heikel dieser Weg ist, es lauern viele Gefahren, hier ist unsere ganze Aufmerksamkeit, unser Verantwortungsgefühl und unsere Integrität gefragt. Wir können diesen Weg nicht entlangstolpern oder ihn wie ein breite Straße begehen, wir würden dem Geheimnis nicht gerecht werden und es zertreten. Der Weg zum Leben ist viel zu kostbar und wertvoll, als daß wir ihn im Vorübergehen geschwind betreten und abhaken könnten.

Es ist ein einmaliger Weg und es ist dein Weg, du kannst ihn immer nur einmal gehen. Deshalb gehe ihn ganz bewußt! Entdecke deinen eigenen Weg! Und finde einen eigenen Zugang zu der Höhle, in der das Leben entsteht. Sie ist ein großes und verborgenes Geheimnis. Auch Du trägst dieses Geheimnis durch deine Menstruation.

2. Bild:

Der Garten

Unbemerkt

Wunderbar, dieser große Garten am kleinen Bach, gleich hinter dem großen Haus. Er ist eine Welt für sich, mit alten Bäumen, Gras, Gebüsch und Sträuchern, an denen die köstlichen Beeren wachsen, die die Mutter immer erntet und herrliche Marmelade daraus kocht.

Das Kind ist viel draußen in seinem Garten. Das Haus ist so kalt und leer, die Räume sind so hoch und es muß dauernd aufpassen, daß nichts passiert. Die Treppen scheinen ihm wie ein unüberwindliches Hindernis und die Möbel sind hart und eckig. Ständig droht irgendeine Gefahr, sich selbst zu verletzen, sich zu stoßen oder etwas zu zerstören oder in Unordnung zu bringen. Das ist draußen im Garten anders.

Das Kind kann nach Herzenslust spielen und toben. Der kleine Hund ist sein Spielgefährte, mit dem kann es herumtollen, bis sie müde sind – und das dauert bei beiden sehr lange. So wie es selbst erzogen wird, erzieht es den Hund, was das Kind lernen muß, bringt es dem Tier bei. Aber der Hund geht nur zum Schein darauf ein, dann macht er doch das, was er möchte. Er weiß, daß das Kind ihm nichts zu befehlen hat und daß er ihm nicht gehorchen muß. Aber dem Kind macht es nichts aus. Und so wie der Hund darf es auch ein eigenes Leben führen, nach seinem Willen tun, was ihm behagt.

Das Kind wächst in dieser Freiheit auf und ist fröhlich dabei. Es hat keine Probleme, sich selbst zu beschäftigen. Immer findet es etwas, was sein Interesse weckt. Vieles gibt es im Garten zu entdecken: Die Blumen, die immer wieder anders aussehen, die Büsche mit ihren Stacheln, das schlammige Ufer am Bach, indem man so herrlich plantschen kann. Die sandige Stelle im Gras, die so interessant riecht. Die kleinen grünen Äpfel unter den Bäumen, die so sauer sind, daß es den Mund zusammenzieht, die Schnecken am Gartenzaun in den Blumenbeeten.

Und wenn das Kind einmal nichts entdecken oder auch nicht mit dem Hund herumspringen möchte, dann hat es seine Lieblingsplätze, wo es sich aufhalten kann. Jede Stelle ist anders: Auf der Schaukel stellt sich das Kind vor, daß es in den Himmel hineinfliegt wie ein Vogel. Es kitzelt so angenehm im Bauch, wenn die Schaukel nach unten schwingt. Dann stürzt sich das Kind wie ein Falke in die Tiefe. Oder es wiegt sich ganz sacht nur ein bißchen auf und ab und träumt von einer Wiege und der Zeit, als es die Augen nur zum Trinken öffnen mußte. Es hat keine konkreten Erinnerungen daran, nur Ahnungen an eine Zeit der tiefsten Geborgenheit, zugedeckt von mütterlicher Wärme und Liebe, umhegt und versorgt, nur dazu da, diese Liebe zu empfangen, Milch zu trinken und das Verdaute wieder von sich zu geben. Das sind Ahnungen von einer Zeit, die noch gar nicht lange zurückliegt.

Ein ganz besonderer Platz ist in der unteren Astgabel der großen Weide am Bach. Der Vater hat dem Kind eine kleine Leiter gebaut, nun kann es hinaufklettern und dort sitzt es und schaut in das fließende und leise glucksende Wasser darunter. Von hier aus kann es die Forellen beobachten, die lange still stehen und dann plötzlich gegen den Strom losschnellen. Seltsam, auch der Bach weckt Erinnerungen, aber das Kind weiß nicht woran. Doch ihm wird ganz wehmütig, wenn es in das Wasser schaut, das ständig dahinfließt.

Ein weiterer Raum, der dem Kind gefällt, ist das kleine Versteck im Gebüsch. Das Kind hat sich einen kleinen, schmalen Gang geschaffen, dort kriecht es auf allen Vieren hindurch, dann hat es eine richtige Höhle erreicht. Die Zweige wölben sich über das Kind und darunter ist genug Platz, gemütlich zu sitzen. Dämmrig ist es dort, der richtige Ort, um zu schlafen. Das Kind hat sich gemütlich eingerichtet und altes Geschirr aus Omas Küche verschaffen einen wohnlichen Eindruck. Hier spielt das Kind Familie – auch wenn es allein ist, denn der Hund liebt den verwunschenen Platz nicht. Es stellt sich dann vor, daß es Gäste hat, macht ganz viel gutes Essen, wie es das bei der Mutter beobachtet hat, rupft Grashalme und bricht Stöckchen entzwei, krümelt Erde darüber, garniert alles mit ein paar Steinchen und das leckere Mahl ist fertig. Aber irgendwann hat das Kind dann genug und es muß ganz schnell den Ort verlassen, es hat den Eindruck, daß es dann zu eng wird bei den vielen Gästen, die doch so still sind und

kein Wort sagen. Dann hüpfte das Kind zu der nächsten Stelle. Zuerst auf einem Bein, dann auf dem anderen erreicht es den Platz neben der Wiese unter der hohen Eiche. dort hat es sich ein Nest im Gras gebaut. Der Vater hat extra diese Stelle das ganze Jahr nicht gemäht und nun ist eine weiche, dichte Grasinsel entstanden. Der Boden ist von der Sonne angewärmt. Das Kind legt sich hinein, die hohen Halme decken es fast zu. Es ist wie ein Bett unter freiem Himmel. Es schaut in den Himmel und beobachtet die Wolken, es spürt die Weite und Freiheit, obwohl es noch keine Vorstellung hat, wie weit die Wolken über es hinwegziehen. Manchmal macht es ihm angst, daß alles so groß und so fern ist. Dann springt es auf und verschwindet im Haus auf der Suche nach der Mama oder dem Papa. Wenn es dann gesehen hat, daß seine Eltern noch da sind, kommt es wieder in den Garten gelaufen und der Rundgang beginnt von vorne.

Erfahrungen

Alles muß untersucht werden. Das Kind hebt die Steine hoch und findet darunter die schwarzen Saftkugler, die sich zusammenrollen, wenn sie entdeckt werden. Das Kind lacht fröhlich auf. Vor dem Tausendfüßler mit seinen vielen Beinen gruselt es sich allerdings. Das Kind schleudert den Stein auf ihn, es will ihn nicht sehen. Was es nicht sieht, gibt es auch nicht, das ist beruhigend. Auch vor den Ohrenklemmern hat das Kind Angst, es fürchtet seine Zange. „Du böses Tier, geh bloß weg“, sagt es zu ihm und ist beruhigt, daß er tatsächlich das Weite sucht. Es ist ja schließlich sein Garten, denkt das Kind, da haben böse Tier nichts verloren. Es fühlt sich mächtig, da es der Herrscher über alles im Garten ist. Aber dann sieht es die Katze herumschnurren, die dem Nachbarn gehört. Es springt auf das Tier zu, umarmt es, streichelt es, was sich die Katze gern gefallen läßt. Sie schnurrt leise. Das Streicheln wird aber wilder, das Kind wird immer ungestümer in seiner Zärtlichkeit. Es nimmt die Katze auf den Arm und drückt sie fest an sich. Da wehrt sich das erschreckte Tier, miaut laut und schlägt mit den ausgefahrenen Krallen nach dem Kind. Das schreit auf und läßt die Katze fallen, auf dem Handrücken erscheint ein roter Streifen Blut. Fasziniert schaut das Kind zu, wie das Blut aus der Haut sickert, dann fällt ihm ein, daß das schlimm sein könnte und es fängt jämmerlich an zu heulen. Es rennt ins Haus und sucht den Trost der Mutter.

Auch der Hund wehrt sich manchmal, wenn es zu viel wird. Wenn er genug hat vom wilden Spielen, dann knurrt er. Nimmt das Kind die Warnung nicht ernst, versucht das Tier zu entkommen. Gelingt ihm das nicht, bellt er so, daß das Kind erschrickt und seinen Spielgefährten losläßt. Dann huscht ein Schatten über das unbeschwerte Gesicht des Kindes. Es kann es nicht leiden, daß der Hund so laut bellt. Es will sich nicht erschrecken, es will mit ihm Garten spielen und sich freuen. Nichts darf diese Freude trüben. In diesem Garten darf es nichts Böses geben. Und dabei spürt das Kinder immer wieder, daß es doch außerhalb des Gartens auch etwas ganz anderes gibt. Die Eltern haben gesagt: „Verlaß den Garten niemals, das ist gefährlich. Du darfst bis zum Gartentor, nicht weiter, hörst Du!“ Deshalb ahnt das Kind, daß es da draußen ganz schlimm ist und ihm große Gefahr droht. Aber es hat ja den Hund, der auf es aufpaßt, nur, wenn auch der Hund nicht mitmacht, dann fühlt es sich ganz schutzlos und allein, dann muß es wieder ins Haus rennen und nach den Eltern suchen, dann braucht es die Hand des Papas oder ein tröstendes Wort der Mama. Vielleicht geht es auch noch in der Küche vorbei und holt sich aus der unteren Schublade eine Süßigkeit. Dann ist die Welt wieder in Ordnung.

Es ist schön auf der Schaukel zu sitzen mit einem Lutscher im Mund, der nach Himbeersoße schmeckt. Aber das Kind hat auch schon andere Dinge ausprobiert. Es weiß, daß die Gänseblümchen gut schmecken und die gelben Blüten der Kapuzinerkresse scharf sind. Von den Brennesseln hält sich das Kind lieber fern, denn sie brennen wirklich ganz entsetzlich. Aber sie wachsen sowieso am Bach, wo es sumpfig und feucht ist. Diese Ecke des Gartens meidet das Kind, hier riecht es auch so seltsam und die Fliegen brummen bedrohlich.

Einmal hat das Kind beobachtet, wie die Amseln nach einem warmen Regen die Regenwürmer aus dem Boden gezogen haben, um sie genüsslich zu verspeisen. Das hat das Kind dann auch probiert, aber die Regenwürmer schmeckten nicht gut, sie waren schleimig und voller Erde. Es hat die unappetitlichen Spaghetti gleich wieder ausgespuckt. Das Kind weiß, daß im Gartenzaun ein Loch ist. Da ist es schon hindurchgekrochen und hat sich dabei die Kleider zerrissen. Anschließend hat die Mutter entsetzlich geschimpft und der Vater es noch einmal eindringlich ermahnt, daß es im Garten bleiben solle: „Sonst ist es mit deiner Freiheit vorbei und du bleibst im Haus.“ Das Kind ist beleidigt, es hat ja nicht gewußt, daß es durch dieses Loch zum Garten hinaus geht, es wußte ja nicht, daß hinter dem Zaun das „Draußen“ liegt. Der Vater hat anschließend den Zaun wieder mit Draht verschlossen. Nun steht das Kind öfters am Zaun und schaut hinaus. Es ist interessant, was es da draußen zu sehen gibt, die Welt jenseits des Zauns ist faszinierend anders. Das verlockt das Kind.

Hinaus

Dann kommt der Tag, an dem es dem Kind im Garten zu langweilig ist. Die Gartentür ist offen, der Postbote hat sie offengelassen. „So etwas Dummes, nun hat der Postbote die Türe offengelassen“, sagt das Kind vorwurfsvoll zu sich, „dann kann ja jeder hereinkommen und hinausgehen“. Es steht am Törchen, macht es auf und zu und schimpft innerlich mit dem unzuverlässigen Postboten, der einfach nicht das Tor zumachen kann. „Du bist schuld“, sagt das Kind zu dem Postboten, den es sich vorstellt, „wenn nun das Kind auf die Straße läuft, was es ja nicht darf, aber wenn die Türe offen ist, kann es ja nichts dafür.“ Das Kind schaut auf die Straße, hier ist nichts Gefährliches zu sehen. Dann tritt es einen Schritt hinaus, es passiert nichts Schlimmes. Nun bewegt es sich vorsichtig immer weiter hinaus. Immer wieder schaut es sich um, ob es jemand ruft oder sogar schimpft. Aber es geschieht einfach nichts. So gibt es keinen Grund umzukehren. Im Gegenteil, die Neugier wird immer größer. Das Kind wandert die Straße entlang. Das ist aufregend: Es sieht eine neue Welt, Autos, Häuser und viele andere Menschen. Es werden immer mehr, denn es kommt immer weiter in die Stadt hinein. Das Kind ist fasziniert von dem, was es sieht, es vergißt den Garten und seine vertraute Welt. Es bleibt an einem Zebrastreifen stehen und schaut sich um. Eine Frau kommt auf das Kind zu und fragt: „Soll ich dir über die Straße helfen?“ Das Kind nickt stumm. Die Frau nimmt das Kind bei der Hand und führt es hinüber, ohne ein Wort zu sagen, geht es weiter. Aber langsam wird ihm unheimlich, es weiß nicht, wo es ist. Die Menschen, die ihm begegnen sind ihm fremd, der Lärm hat zugenommen und klingt bedrohlich. Das Kind ist verängstigt. Es steht auf dem Bürgersteig und weint. Zuerst ganz leise und schluchzend, als es aber niemand bemerkt, wird das Weinen lauter, dann heult es los. Die Tränen und die Rotze laufen ihm übers Gesicht. Menschen gehen vorbei, manche schauen das Kind an, schütteln den Kopf und gehen weiter. Nur ein älterer Mann spricht das Kind an: „Hast du dich verlaufen? Willst du mit mir kommen?“ Das Kind erinnert sich daran, daß sein Vater gesagt hat: Du darfst nicht mit Fremden sprechen und mit niemandem fortgehen! Nun bekommt das Kind Angst, was will der fremde Mann nur? Er soll es in Ruhe lassen. Es hört auf zu weinen und tut so, als sei alles in Ordnung, aber es sagt kein Wort. „Wie heißt du denn?“ Der alte Mann fragt eindringlich. Aber das Kind will nichts sagen. Es weiß auch gar nicht mehr wie es heißt, es hätte irgend etwas sagen müssen. Es weiß auch nicht wo es wohnt. Es weiß gar nichts mehr. Es will nur noch weg von hier, es will heim. „Papa“, sagt das Kind schluchzend, in seinem Hals würgt es, es will die Tränen zurückhalten, aber das geht nicht, dann sagt es noch einmal „Papa“. Auf einmal sieht es durch den Tränenschleier in seinen Augen wirklich seinen Papa auf sich zukommen. Wo kommt der bloß her? Aber das Kind macht sich keine Gedanken, es ist einfach klar, daß sein Papa da ist, wenn es ruft, und daß er es findet und rettet. Der Papa nimmt sein Kind auf die Arme und drückt es an sich. Leise sagt er: „Was machst du denn hier?“ Das Kind erzählt schluchzend

etwas von dem Gartentor, das offen war. Der Papa versteht kein Wort. Aber er sagt nichts. Er holt sein Taschentuch heraus und trocknet dem Kind die Tränen ab. Leise sagt er: „Es ist alles gut, ich bin bei dir, wir gehen jetzt miteinander heim.“

Stolz geht das Kind an der Hand des Vaters den Weg zurück, es ist gut, einen Vater zu haben, der immer da ist und genau weiß, wo sein Kind steckt!

Aber zuhause gibt es doch eine Strafpredigt. Danach sagen beide Eltern: „Wie gut, daß wir dich wiederhaben. Das ist noch einmal gut ausgegangen!“ Das Kind begreift nicht, warum sein Ausflug gut ausgegangen ist, das war doch klar, oder?

Als das Kind abends im Bett liegt, sagt der Vater zu seiner Frau: „Entweder wir müssen das Gartentor verschließen, oder wir müssen unserem Kind zeigen, wie die Welt außerhalb des Gartens ist.“ Er sagt das ganz ernst, denn er weiß, daß von dem Moment an, wenn das Kind den Garten verläßt, die Kindheit vorbei ist. Die Mutter sagt: „Laß ihm noch ein wenig Zeit, dann muß es sowieso in diese Welt hinaus. Es ist gut, wenn es noch den Schutz unseres Garten genießt. Viele Kinder müssen zu früh hinaus und verlieren dabei zu schnell ihre Unbekümmertheit.“ Der Vater ist sehr froh über die Meinung seiner Frau und stimmt zu. Und auch das Kind hat nach diesem Ausflug zunächst keine Lust mehr auf weitere Unternehmungen, es bleibt gern zuhause in seinem Garten, in dem es sich wohl und sicher fühlt.

Verantwortung

Eines Tages sagt die Mutter zu dem Kind: „Du brauchst eine Aufgabe, du bekommst nun auch ein eigenes Stück Garten.“ Dann geht sie mit ihrem Kind zum Zaun, genau an die Stelle, an der das Loch gewesen war. Das Kind soll daran erinnert werden, daß es einen Bereich außerhalb des Gartens gibt. Hier steckt die Mutter ein Stück vom Blumenbeet ab und sagt: „Das ist nun dein Land, hier darfst du etwas anpflanzen!“ Gemeinsam überlegen sie, was das Kind pflanzen möchte. Sie entschließen sich für Sonnenblumen – weil die so groß sind - und für Radieschen - weil die so schnell wachsen. Dann ist dem Kind noch wichtig: „Am Zaun müssen Wicken wachsen, sie machen den Draht schön bunt.“ Außerdem denkt das Kind: „Die Wicken wachsen nach draußen durch den Zaun hindurch.“ Dieser Gedanke gefällt ihm.

Also hat das Kind seinen eigenen Garten, den es anlegt und versorgt. Als die Keimlinge der Sonnenblumen ihre Spitzen aus dem Boden stecken, zieht das Kind an ihnen, damit sie schneller wachsen und sehr groß werden. Daher zieht es die ganzen kleinen Pflanzen aus dem Boden. Die Mutter sieht, was das Kind tut, und sagt zu ihm: „Du mußt Geduld haben, beim Wachsen kannst du nicht nachhelfen, das geht ganz von selber, laß den Blumen Zeit und Ruhe, gieße sie regelmäßig, dann werden sie ganz von selber groß.“ Also werden die herausgezupften Pflanzen wieder vorsichtig in die Erde gesetzt und das Kind setzt sich neben sein Beet und beobachtet, wie die Pflanzen wachsen. Aber es sieht nichts und gibt bald auf. „Das ist aber langweilig“, sagt das Kind und geht zu seinen Lieblingsplätzen im Garten.

Aber mit der Zeit kann es tatsächlich sehen, daß die grünen Blättchen größer werden. Vor allem die Radieschen bekommen große runde Blätter. Das Kind will ernten und zieht ein Radieschen aus dem Boden. Aber unten an den großen Blättern befindet sich nur ein dünner roter Faden, noch kein schönes rundes Radieschen. Wieder erklärt die Mutter: „Oft sieht es unter der Bodenoberfläche ganz anders aus als darüber. Laß dich nicht von den Blättern täuschen, ein Radieschen muß reifen können und dazu braucht es Zeit.“ Das Kind nimmt sich vor, Zeit zu haben. Aber die Zeit vergeht nicht. Am nächsten Tag geht das Kind zu seiner Mutter und fragt: „Hat nun das Radieschen genügend Zeit gehabt?“ „Nein“, sagt die Mutter und geht zum Kalender, „wenn ich drei Blätter von diesem Kalender abgerissen habe, dann kannst du deine Radieschen ernten.“ Seither schaut das Kind immer sehnsüchtig auf den Kalender, aber es dauert lange, bis ein Blatt nach dem anderen abgerissen wird.

Da das Kind vor allem auf den Kalender achtet, hat es seinen Garten ganz aus dem Blick verloren. Als es nach einiger Zeit wieder an sein Beet tritt, sieht es, daß die Sonnenblumen von den Schnecken weggefressen wurden. Nur kahle Stängel stehen noch im Beet. Das Kind ist untröstlich. Es hat sich schon die schönen großen, gelben Blumen vorgestellt und läuft weinend zur Mutter. Sie sagt: „Du mußt auf deine Blumen achten, du mußt sie schützen und du siehst, daß es auch in deinem Garten Feinde gibt, die deinen Blumen Böses tun wollen. Sie brauchen dich, daß du sie verteidigst, sie können es nicht selber.“ Also gibt es selbst im Garten das Böse, denkt das Kind und schüttelt den Kopf. Von da an geht es jeden Tag an sein Beet und verjagt die Schnecken. Es befiehlt ihnen streng, daß sie seinen Garten verlassen sollen, aber sie tun es nicht, sie ziehen sich nur in ihr Schneckenhaus zurück und tun so, als hätten sie nichts gehört. Da nimmt das Kind die Schnecken und wirft sie durch den Zaun nach draußen. „Dort gehört ihr hin“, ruft es ihnen hinterher. Aber die Schnecken kommen immer wieder. Da hat das Kind eine Idee, es baut nun selbst einen Zaun um sein Beet. Und komisch, die Schnecken halten sich wirklich daran und überklettern den Zaun nicht. Die Eltern sind darüber erstaunt. „Seht ihr“, sagt das Kind zu ihnen, „mein Zaun hilft, daß das Böse nicht herein kann und nicht, daß niemand hinaus kann. Deshalb ist mein Zaun stärker.“ Die Eltern lachen, aber sie wundern sich über die Spitzfindigkeit ihres Kindes.

Der Zaun wird durchlässig

Dann kommt eine Zeit, in der es lange nicht regnet. Es ist glühend heiß, der Boden trocknet aus und wird ganz rissig. „Du mußt nun dein Beet täglich gießen“, sagt die Mutter zum Kind, „sonst verdursten die Blumen.“ Das Kind bekommt eine eigene Gießkanne. Es ist richtig stolz, wenn es das volle Gefäß zum Beet schleppt. Es gießt so kräftig, daß das Beet unter Wasser steht und der Zaun umkippt. Das Kind ist erschrocken. „Du mußt vorsichtig gießen, das war ja ein schlimmer Wolkenbruch, den du hier angestellt hast. Sieh, jedes Pflänzchen braucht ein bißchen Wasser an die Füße und gieße so, daß die Erde die Flüssigkeit aufsaugen kann.“ Das Kind lernt so die Blumen zu gießen. Das macht ihm großen Spaß, am liebsten würde es den ganzen Tag tun. Immer wieder geht es zur großen Regentonne und füllt seine Gießkanne. Dann macht das Kind eine bedeutende Entdeckung. „Mama, Mama, komm schnell“, ruft es aufgeregt und rennt ins Haus. Es zerrt die Mama in den Garten. Atemlos deutet es auf den kleinen Winkel hinter dem Wasserfass. Dort hat sich Laub angesammelt und in der kleinen Lücke liegen fünf kleine Mäuse im Schatten. Sie sind ganz frisch geboren. „Sie waren hinter dem Stein versteckt“, erklärt das Kind. „Ich habe ihn weggenommen, damit ich besser an das Wasser komme, dabei habe ich die Tiere entdeckt.“ Die Mutter sieht das Mäusenest und stößt einen spitzen Schrei aus, sie kann die Mäuse nicht anschauen. „Iiieh, Mäuse, das ist aber eklig“, erklärt sie angewidert. Dabei sehen die kleinen Mäuschen so niedlich aus. Sie liegen ganz hilflos, nackt und wie blind mit ihren geschlossenen Augen in ihrem Nest, die Mäusemutter ist wahrscheinlich geflohen und schaut ängstlich aus einem Versteck, ob ihren Kindern nichts passiert. „Ich will hier keine Mäuse“, erklärt die Mutter sehr bestimmt, „gehe bitte ins Haus!“ Das Kind geht maulend und spielt ein Weilchen im Haus. Als es wieder herauskommt, um sein Beet zu gießen, ist das Mäusenest leer. Das Kind beugt sich über das Wasserfaß, um die Gießkanne zu füllen. Da sieht es im Dunkel des Fasses die kleinen Mausekinder schwimmen, sie sind tot, ertrunken. „Mama, Mama!“ Das Kind rennt aufgelöst zu seiner Mutter, es schluchzt und Tränen spritzen aus seinen Augen. „Die Mäuschen sind tot! Sie sind in das Regenfass gefallen.“ „Na und?“ sagt die Mama nur, „ich will hier sowieso keine Mäuse, die machen unseren Garten kaputt.“ Da steigt in dem Kind ein Verdacht auf. Hat seine Mama...? „Mama, hast du die Mäuse tot gemacht?“ fragt es entsetzt. Die Mama zuckt nur mit den Schultern. „Willst du eine Süßigkeit haben?“ Nein, das Kind will keine Süßigkeit haben, es ist wütend und verstört, es rennt aus dem Haus und kriecht in

seine Höhle im Gebüsch. Dort weint es noch lange und schimpft leise auf seine Mutter und beklagt die niedlichen, kleinen Mäuse, die nicht leben durften. Es ist untröstlich.

Einige Zeit später kommt der Papa von der Arbeit heim. Er ruft sein Kind zu sich. „Schau mal, was ich dir mitgebracht habe!“ Der Papa hält eine große Schachtel hoch. Sie hat Luftlöcher. „Ist da etwas Lebendiges drin,“ fragt das Kind vorsichtig, es denkt immer noch an die Mäuse. „Genau! Ich schenke dir ein Zwergkaninchen. Es gehört jetzt dir, versorge es gut, du bist jetzt für dieses Lebewesen verantwortlich.“ Das Kind ist gespannt, vorsichtig öffnet es den Deckel der Schachtel nur einen kleinen Spalt. Da sitzt tatsächlich ein kleines Fellbündel ängstlich und schwer atmend in der Ecke. Das Kaninchen ist ganz weiß. Das Kind ist überrascht: „Das ist aber schön und so klein, ein weißes Kaninchen.“ Vorsichtig fasst es in die Schachtel und streichelt es. Das Fell ist flaumig weich. Das Tier drückt sich noch mehr in die Ecke. „Es hat noch Angst vor dir“, sagt der Vater, „aber es wird sich an dich gewöhnen. Und wenn du es gut versorgst, dann wird es sehr zutraulich werden. Es weiß, daß du ihm nichts tust und es mit allem versorgst, was es braucht. Nimm es ruhig in die Hand.“ Das Kind weiß nicht, wie es das kleine Häschen aus dem Karton holen soll. Der Vater greift mit seinen großen Händen hinein, packt das Tier an den Ohren und gibt es dem Kind in die Hand. „Wie gut sich das anfühlt!“ sagt das Kind, „es ist ganz leicht.“ Das Kind hält das winzige Geschöpf vor sein Gesicht. Es will es von ganz nahe betrachten. Da hört es seinen Atem und wie es mit den Zähnen knispert. Die Schnurbartaare kitzeln das Kind, es lacht und freut sich. „Ich werde es Susi nennen“, bestimmt das Kind, „denn es sieht aus wie Tante Susi, die ist auch so weiß an den Haaren.“

Susi bekommt einen schönen Stall im Schuppen und der Vater baut einen großen Freilauf, damit es viel Bewegungsspielraum hat. Die Gedanken des Kindes kreisen nur noch um sein Kaninchen, alles dreht sich um Susi. Das eigene Beet ist an den Rand gerutscht, etwas Lebendiges ist doch mehr wert als nur ein paar Blumen. Dauernd hält sich das Kind bei seinem Tier auf. Es beobachtet, wie es herumjagt, hohe Sprünge macht und dann wieder ganz ruhig da sitzt. Es schaut zu, wie Susi in der Erde wühlt und richtige Löcher in den Rasen gräbt. Und nach und nach wird das Tier immer zutraulicher. Das Kind füttert es mit Löwenzahn und Wiesensalbei aus dem Garten, es versorgt es mit Schachtelhalm vom Bach, sucht nach Huflattich und Sauerampfer. Susi wird richtiggehend verwöhnt. Alles wäre schön, wenn es nur nicht den anderen Teil an dieser Sache gäbe: Das Tierchen muß gepflegt werden, der Stall ist täglich zu säubern und einmal in der Woche muß er ausgemistet werden. Das ist harte Arbeit, das geht nicht von alleine. Auch müssen die Zehennägel des kleinen Tierchens geschnitten werden, das ist nicht einfach, die Mama muß dabei helfen. Und jeden Tag die Suche nach gutem Futter. Welche Menge ein so kleines Tier vertilgen kann!

Bald hat das Kind keine große Lust mehr, sich um alles zu kümmern. Immer einmal wieder muß es von den Eltern ermahnt werden, daß es Verantwortung für das kleine Geschöpf übernommen hat. Dann geht es husch-husch in den Garten, rupft ein bißchen Gras und bringt es zum Stall. Immer öfter versäumt es, den Käfig in Ordnung zu bringen.

Und eines Tages vergißt das Kind sogar abends den Käfig richtig zu schließen, die Tür bleibt nur angelehnt. Am nächsten Morgen ist Susi verschwunden, die Tür zum Kaninchenstall steht offen. Das Kind durchsucht den ganzen Garten, es ruft und ruft. Aber Susi ist nirgends zu sehen. Das Kind ist untröstlich, es war ja seine Schuld! Es versucht sich einzureden, daß es ihm in der Freiheit sicher gut geht, daß es nun andere Kaninchen trifft und mit ihnen zusammenlebt und ganz fröhlich ist. Aber in seinem Herzen weiß das Kind, daß es nicht stimmt und das das kleine Tier außerhalb seines Schutzes vielen Gefahren ausgesetzt ist und vielleicht verhungert, wenn es nicht versorgt wird.

Nachdem das Kind den ganzen Garten abgesucht und in jeden Winkel und unter jedem Busch geschaut hat, steht es am Gartenzaun und blickt hinaus. Da draußen ist das Kaninchen jetzt bestimmt, dort wo es gefährlich ist. Es sieht den Falken am Himmel stehen, es hat ihn schon

oft beobachtet, wie er sich wie ein Stein zu Boden fallen läßt, weil er mit seinen scharfen Augen etwas erspäht hat. Jetzt stürzt er sich wieder in die Tiefe! Dann hört das Kind einen gellenden Pfiff. Das ist Susi! Zitternd müht es sich über den Zaun, das hat das Kind noch nie getan, es hatte sich immer an das Verbot der Eltern gehalten und war nie hinübergeklettert. Aber jetzt tut es das. Das Kind schreit, um den Falken zu verjagen, dann rennt es los. Es sieht, wie der Falke sich wieder in die Luft erhebt. Hat er die Susi im Schnabel? Nein, er schwingt sich ohne Beute in die Luft. Hat das Kind noch einmal Glück gehabt, kann es das Kaninchen retten? Als es an die Stelle kommt, von der der Falke losgeflogen ist, sieht es das kleine weiße Bündel im Gras liegen. Das Tier blutet aus einer klaffenden Wund am Hals. Es schaut seinen Beschützer mit großen Augen an, nicht vorwurfsvoll, sondern eher, als wollte es sagen: „Mach dir keine Vorwürfe, so ist das Leben. Ich bin selber schuld, daß ich den sicheren Käfig verlassen habe.“ Dann kippt das sterbende Tierchen zur Seite, bäumt sich noch einmal kurz auf und ist tot.

Das Kind starrt auf seinen toten Liebling. Es kann nicht weinen, es kann nicht schreien. Das ist zu furchtbar. Das Kind kann nicht fassen, was es sieht. Ganz behutsam und liebevoll nimmt es das weiße Bündel in die Hände. Es ist immer noch ganz weich und ganz beweglich. Es fühlt sich an wie ein Stückchen Stoff. Das Kaninchen bewegt sich nicht mehr, das tote Tier schmiegt sich in die Hand des Kindes. Ganz vorsichtig trägt das Kind seinen Liebling vor sich her. Es klettert nicht mehr über den Zaun, sondern es geht außen herum und zum Gartentor herein. Das macht jetzt nichts mehr aus, das Kind weiß nun, wie es da draußen zugeht, es hat die Wirklichkeit gesehen, nun gibt es keinen schützenden Zaun mehr. Es ist alles das gleiche drinnen und draußen. Immer noch ohne ein Wort der Klage bringt das Kind sein Tier zu seinem Lieblingsplatz im Gras. Dort legt es den leblosen Körper ab. Es pflückt Blumen und Gräser und macht damit ein buntes Nest. Dann erst holt es die Mutter. Und mit der Mutter zusammen steht das Kind vor dem Leichnam und nun kann es weinen. Es weint herzerzerrend, der Schmerz über den Tod bricht aus der Tiefe seiner Seele. Es klammert sich an die Mutter und der Kummer schüttelt das Kind. Schuldvorwürfe und bittere Anklagen brechen heraus. Es wünscht sich, alles wieder rückgängig machen zu können. Es verspricht, daß es immer sehr gut für das Tier sorgen würde. Aber Susi bleibt stumm und bewegungslos. Das Kind merkt, daß es sich damit abfinden muß, daß sein geliebtes Tier tot ist. Erst nach langer Zeit kehrt Ruhe ein, es läßt die Mutter los und bespricht mit ihr die Beerdigung. Der Vater gräbt dort am Zaun, wo das Beet des Kindes ist, ein tiefes Loch, die Mutter beklebt mit dem Kind eine schöne Schachtel, sie wird mit Samt ausgeschlagen. Dorthinein legen sie das Kaninchen. Noch einmal kommen bitterer Tränen und heiße Worte des Abschieds, dann wird der Karton zugemacht. Es ist wie am Anfang, als das Tier dem Kind von seinem Vater überreicht wurde, aber diesmal sind keine Luftlöcher in der Schachtel. Dann wird der Sarg in das Loch gelegt. Der Vater spricht ein Gebet, so hat es sich das Kind gewünscht. Sie singen miteinander ein Lied. Ein Kreuz aus Ästen, die vom Kind zusammengebunden worden sind, wird in den Boden gesteckt, dann schiebt das Kind die Erde in die Grube. Es tut das sehr ruhig und abgeklärt. Das Kind kommt sich auf einmal viel älter vor und auch die Mutter hat den Eindruck, daß das Kind gereift ist.

Dann steht das Kind noch lange am Zaun, schaut auf das frische Grab und schaut hinüber, nach draußen. „Dort draußen ist es geschehen“, denkt das Kind, „dort draußen lauert Gefahr. Ich werde auch bald hinausgehen.“ Aber es hat seltsamerweise keine Angst mehr vor diesem fremden und gefährlichen Land. Dann kommt ein langer und kalter Winter.

Abschied

Am ersten sonnigen Frühlingstag konnte das Kind endlich wieder in seinen Garten. Es war eine lange und langweilige Zeit im Haus gewesen. Ein paar Wochen hatte das Kind auch im Bett verbracht, da es einige Kinderkrankheiten durchzumachen hatte. Nun war dieser

Schrecken vorbei und die Natur begann sich neu zu regen, das Leben fing wieder an, sich zu entfalten. Mit einem Jauchzer lief das Kind hinaus in die Freiheit. Dann ging es zu Susis Grab. Die Erde hatte sich gesenkt, es war kein Hügel mehr zu sehen, auch das Kreuz stand schief. Das Kind schaute über den Zaun in die Weite, es hatte den Eindruck, daß dieser Zaun bald nicht mehr nötig sein würde. Als es sich umdrehte und in den Garten blickte, kam ihm der Garten auf einmal so klein vor, dabei war das doch früher sein ganzes großes Reich gewesen!

Nun suchte es seine Lieblingsplätze auf. Die Höhle im Gebüsch war noch nicht wohnlich, da die Blätter sich noch nicht entfaltet hatten. Auch kam ihm das Loch so klein vor und es hatte kein Lust mehr, dort drinnen Familie zu spielen und seltsame Essen zu kochen, die nicht eßbar waren. Das Nest im Gras war nur andeutungsweise zu finden. Und: passte noch ein solches Nest zu ihm? Dem Kind kam es fast lächerlich vor, daß es hier gelegen und in den Himmel hinaufgeschaut hatte. Hier hatte auch sein totes Kaninchen gelegen, das war die Wirklichkeit, was sollte es in den Himmel hinaufschauen, wenn sich hier auf der Erde so furchtbare Dinge ereigneten?

Dann stieg das Kind in den Weidenbaum. Es brauchte die Leiter nicht mehr, deren Tritte morsch geworden war, es konnte sich selbst hinaufhangeln. Aber dort oben war immer noch ein schöner Platz.

Das Kind saß in der Astgabel und schaukelte mit den Beinen, unter ihm strömte der Bach. Er hatte Hochwasser und war reißender als sonst, die Ufer waren überspült. Das Wasser rauschte bedrohlich. Das Kind schaute hinunter und machte dem Bach eine lange Nase. Es spürte, daß der Bach gefährlich war, es hatte etwas Angst bekommen vor der Gewalt der Strömung, aber es wollte vor sich und vor dem Bach seine Angst nicht zugeben. Es spuckt hinunter. „Ja, ich spucke dem Bach ins Gesicht“, dachte das Kind, „dann wird sein Wasser noch höher.“ Es spürte die Gefahr, die unter ihm lauerte, aber es wollte ihr trotzen, es fühlte sich stark und unüberwindlich an diesem ersten warmen Frühlingstag. Es fühlte sich viel älter als im vergangenen Jahr. Um zu zeigen, wie stark es war, begann das Kind auf dem Ast der Weide herumzuklettern. Es wagte Kunststücke und Turnübungen, die es noch nie gemacht hatte. Als es in seinem verwegenen Tun einmal innehielt und hinabschaute, spürte es, wie der Bach lockend zu ihm hinaufrief: „Ich bin stärker als du!“ Und wie er lockte und zu einem Zweikampf herausforderte. Auch schienen die Wasser zu sagen: „Ich nehme dich mit, ich trage dich hinaus, ich führe dich weiter! Komm vertraue dich mir an.“ Es war für das Kind eine starke Verlockung, hineinzuspringen und sich wegschütten zu lassen. Es wollte den Kampf mit den Elementen aufnehmen, es fühlte sich der Macht des Wassers gewachsen. Aber das war nur die eine Seite, die andere Seite zögerte und hatte Angst: „Was ist, wenn es schief geht und ich doch schwächer bin? Was passiert, wenn ich verliere?“

Bei diesen Überlegungen turnte das Kind weiter, die Verwegenheit nahm zu, es schien sein Schicksal herausfordern zu wollen, und so, als würde es sich selbst einen Schubs geben, um die Angst zu überrumpeln, rutschte es plötzlich vom Ast, versuchte sich noch festzuhalten, bekam aber keinen Halt und platschte in das eiskalte Wasser. Sofort wurde das Kind von der Strömung mitgerissen und von einem mächtigen Sog unter die Wasseroberfläche gedrückt. Es konnte nicht schreien, nicht strampeln, nichts. Die Flut war stärker, es hatte sich überschätzt, außerdem konnte es nicht schwimmen. Der Bach hatte das Kind nur zu einem Zweikampf aufgefordert, um es zu vernichten, es hatte keine Chance. Die Wirbel ließen das Kind kurz an die Oberfläche kommen, mühsam holte es Luft, da zog es der nächste Strudel in die Tiefe. Aber das Leben war noch nicht zu Ende. Nein, kein Vater war in der Nähe, der das Rufen seines Kindes gehört hätte! Aber der Nachbar, der außerhalb des Zaunes Bach abwärts ebenfalls einen großen Garten hatte, hörte das Platschen und sah, wie das Kind kurz auftauchte. Er war ein kräftiger Mann, der den Fluten des Baches trotzen konnte. Sofort watete er ins Wasser – es ging ihm nur bis zu den Oberschenkeln – und griff nach dem Kind, das wehrlos im Wasser trieb. Mit kräftigen Händen zog er es heraus und trug es ans Ufer, wo

er es mit einer ruckartigen Bewegung auf den Kopf stellte, so daß alles Wasser aus den Kleidern und dann auch aus Mund, Nase und Ohren heraustroff. Das Kind begann wieder zu japsen. Es schluckte und prustete, hustete und holte tief Luft. Sein Gesicht war blau angelaufen, aber das Herz schlug kräftig, denn es war nicht zu lange unter Wasser gewesen. Es war noch ganz benommen. Der Mann trug das Kind in sein Haus und legte aus vor dem Ofen auf den Teppich. Dann ging er zum Telefon, um die Eltern des Kindes zu verständigen. Dort war niemand zu Hause. Also holte der Mann seine Frau, gemeinsam zogen sie dem Kind die nassen Kleider aus, wickelten es in eine dicke Wolldecke und legten es auf das Sofa. Die Kleider hängten sie im Trockenraum auf. Das Kind schlief bei den fremden Leuten eine kurze Zeit, dann wachte es auf, schaute sich erstaunt um und erinnerte sich plötzlich an das Abenteuer, das fast ein schlechtes Ende genommen hätte. Dann rief es nach den Leuten, die es versorgt hatten. „Mir geht es wieder gut, ich will heim“, sagte das Kind und verlangte seine Kleider. Die waren bereits halbwegs trocken. Das Kind zog seine Kleider an, verabschiedete sich höflich, bedankte sich für die Rettung und zog heimwärts. Seine Eltern waren noch nicht zurück. So setzte sich das Kind daheim vor die Heizung, damit die klammen Kleider ganz trockneten. Und als seine Eltern endlich heimkamen, war von dem ganzen Schaden nichts mehr zu sehen. Das Kind verhielt sich wie immer, mit keinem Ton erwähnte es sein Mißgeschick, das war seine Sache und schließlich: Es hatte doch dieses Abenteuer selbständig gemeistert, da mußten sich seine Eltern nun nicht auch noch aufregen. Erst zwei Tage später, als der Vater zufällig mit seinem Nachbarn ins Gespräch kam und der von der Rettung des Kindes berichtete, fiel der Vater aus allen Wolken und die Mutter kurze Zeit später beinahe in Ohnmacht. Das hatte ihr Kind erlebt und nichts davon erzählt? Sie schüttelten die Köpfe, der Schreck steckte ihnen noch nachträglich in den Gliedern, wenn sie sich ausmalten, wie diese Geschichte hätte ausgehen können. „Nun ist es an der Zeit“, sagte der Vater, „daß unser Kind den nächsten Schritt macht. Es hat gespürt, daß nicht die Grenze des Gartens das Entscheidende ist, sondern daß die Grenze in ihm selbst liegen muß. Es muß nun lernen, für sich selbst, für sein eigenes Leben Grenzen aufzurichten. Es muß lernen, nicht nur Verantwortung für andere, sondern auch für sich zu übernehmen. Es muß sich selbst richtig einschätzen. Dazu braucht es Herausforderungen und Aufgaben. Die aber bietet unser Garten nicht. Es muß sich den Gefahren des Lebens stellen, damit es lernt, damit umzugehen. Es muß herausfinden, was gut und was böse ist. Nun ist die Zeit der geschlossenen Geborgenheit in unserem Garten vorbei und das Leben außerhalb beginnt.“ Das sagte der Vater mit ernstem Gesicht. Er wußte, was nun auf sein Kind zukam, aber er wußte auch, daß dieser Schritt hinaus notwendig war. Die Mutter seufzte tief: ja, das mußte sein! Die Zeit im Garten war kurz gewesen, nun war die unbeschwerte Zeit vorbei, sollte das wahr sein, schon jetzt vorbei? War ihr Kind wirklich soweit, daß es dem Leben mit aller Gefährdung begegnen konnte? Gleichzeitig war ihr bewußt, daß sie ihr Kind nicht mehr weiter vor allem Übel würde bewahren können. Das hatte der Sturz in den Bach deutlich gezeigt. So öffnete sich für das Kind das Gartentor für das Leben außerhalb des Gartens.

Liebe Tochter,

Wie geht es Dir, wenn Du Dir den Garten ausmalst? Ist das eine interessante Welt für Dich? Ich glaube, daß Dir dieser Garten schnell zu klein würde. Die liebste Herausforderung mehr als die Geborgenheit, Du möchtest Neues entdecken und Dir weiteren Raum erschließen. Du bist mutig und zuversichtlich, Du traust Dir gern etwas zu. Manchmal überschätzt Du Dich dabei und kommst deshalb in Situationen, die schwierig sind und Dich vielleicht sogar überfordern. Aber Du schaffst es, jedesmal wieder aus den Schwierigkeiten herauszukommen. Wie machst Du das bloß?

Du bist auch eines von den Kindern, die zu früh den Garten verlassen mußten, Du hast diese Geborgenheit nur kurz genießen können. Und selbst der Garten barg für Dich viele Gefahren.

Du hattest keine einfache, sorglose Kindheit. Du mußtest schon früh für Dich selbst sorgen, sonst hättest Du nicht überlebt. Dadurch bist Du stark geworden.

Du hast schnell gewußt, wo die Gefahren sind und wie es da „draußen“ aussieht und hast gelernt, Dich Deiner Haut zu wehren. Dein Lebenswille hat sich dadurch stark ausgeprägt, Du bist zu einer Kämpferin geworden.

Aber wenn ich an meinen Garten denke, dann wünsche ich Dir ab und zu einen Platz im Gebüsch oder auf der Weide – ohne Turnübungen – oder in einem weichen Nest aus Gras, oder daß Du träumend schaukelst, die Ruhe genießt und Deinen Gedanken nachhängst. Und diese Träume und Gedanken dürfen sich ruhig um ein Stück heile Welt drehen, die Du so nicht erlebt hast. Du kannst sie in Deinen Vorstellungen wenigstens zum Teil nachholen. Dabei darfst Du wieder klein sein, darfst Verantwortung ablegen, Dich versorgen und umhengen lassen und all das bekommen, was Dir gut tut.

Ich wünsche Dir Dein Leben lang immer wieder solche ruhigen, geborgenen Gartenplätze und Momente, wo Du erlebst, daß es da einen Zaun um Dein Leben gibt und Du Dich nicht selbst verteidigen mußt.

Mit herzlichen Grüßen,

Dein Papa

3. Bild:

Das Kloster

Der neue Abschnitt

Die große Klosteranlage lag außerhalb der Stadt auf einem kleinen Hügel. Sie war weit sichtbar mit ihren mächtigen Mauern und den hohen Türmen der Klosterkirche. Das Kloster war bekannt für seine hervorragende Schule, die besten Lehrmeister, alle Mönche, vermittelten die ganze Fülle des Wissens an die Jungen. Aber mehr noch war die Klosterschule ein Institut, in dem das Leben in allen seinen Facetten gelehrt und die Zöglinge zu einer umfassenden Reife erzogen wurden. Freilich umgab diese Anstalt auch einen Hauch spartanischer Strenge und eiserner Disziplin.

Dorthin wurde Jörg von seinen Eltern gebracht. Es wurde dem Jungen ganz mulmig zumute, als sie vor dem großen Portal standen und die hohen Mauern himmelweit aufragten. Sie läuteten an der Pforte und erwarteten, daß nun die großen Türflügel aufgingen, aber es öffnete sich nur ein kleiner Durchlass daneben. Das schwarze Gestalt eines alten Mönches schaute fragend heraus, eingehüllt in seine Kutte, so daß man nur sein faltiges Gesicht sah.

„Wir bringen unseren Sohn“, sagte der Vater, „er soll in Ihrer Schule lernen, das Leben zu meistern.“ Der Pförtner richtet seinen Blick prüfend auf Jörg. Der Junge wirkte klein und schwächlich und machte eher einen schüchternen Eindruck. Er hatte schon viele Jungen kommen und wieder gehen sehen. Würde dieser die Prüfung bestehen?

„Bitte, kommen Sie herein“, forderte der Mönch die beiden Erwachsenen und den Jungen auf. Sie betraten einen kleinen Vorraum. An der Wand flackerte eine Kerze vor dem düsteren Standbild eines Heiligen. „Ich werde Bruder Thomas rufen“, sagte der Alte, „der ist für unsere Schüler zuständig.“ Er vermied absichtlich das Wort Zöglinge.

Es war für Jörg schwierig, hier zu stehen und zu warten. Er wußte nicht, was er sagen sollte und seinen Eltern ging es offensichtlich genauso. So standen sie stumm und schauten sich nicht an. Das beklommene Gefühl in Jörg wurde immer größer. Er spürte, wie die Angst in seinem Hals emporkletterte und dann wie ein Kloß in seiner Kehle saß. „Nein, nur nicht heulen“, dachte er. Der Vater schien nicht wahrzunehmen, wie es seinem Sohn ging. „Du wirst dich hier bestimmt wohlfühlen“, sagte er in einem bewußt fröhlichen Ton. „Hier kannst du lernen, du bist nicht allein. Du wirst eine gute Gemeinschaft erleben. Später wirst du merken, daß dir diese Zeit hier eine wichtige Lebensgrundlage vermittelt hast, auf der du dein ganzes Leben aufbauen kannst.“

Jörg wollte im Augenblick nicht sein Leben aufbauen, er wollte lieber dieser bedrängenden Situation entfliehen und in die Freiheit zurück. Aber er sah keinen Ausweg, so fügte er sich in sein Schicksal und wartete. Endlich kam Bruder Thomas, ein junger Mönch, schlank und wendig mit einem fröhlichen und unbekümmerten Gesicht, das Zuversicht und Ermutigung ausstrahlte. Die Haare auf dem Kopf waren so kurz rasiert, daß die Tonsur überhaupt nicht auffiel.

„Ah, da ist ja unser Neuer“, lachte Bruder Thomas. „Na, dann komm mal mit, ich zeige dir dein neues Zuhause!“ Er kannte die Situation des Abschieds und wollte es allen Beteiligten leicht machen, in dem er den Moment der Trennung nicht in die Länge zog. So verabschiedete sich Jörg schnell von seinen Eltern und ging mit Bruder Thomas ins Innere des Klosters, in die Bereiche, die für andere Menschen verschlossen waren. Hinter ihm schloß sich die Tür zur Außenwelt und damit allen Kontakten zu seinem früheren Leben. Es gab nur noch diesen Ort, das war nun seine Welt. Es gab keine Eltern mehr, kein Garten der Freiheit und des unbekümmerten Träumens. Er war nun ein Teil eines großen Ganzen geworden, das nach eigenen Regeln funktionierte, die er noch nicht kannte. Das Neue war beängstigend und faszinierend zugleich, aber schnell überwog die Neugier in Jörg – vor allem in der Begleitung von Bruder Thomas, der es verstand, sein Interesse zu wecken.

„Hier ist der Eingangsbereich unseres Klosters“, erklärte Bruder Thomas. „Dort kommt nur der herein, der eine Berechtigung hat. Alles anderen können nur durch das Sprechgitter mit

denen Kontakt aufnehmen, die drinnen sind. Frauen dürfen unser Kloster nicht betreten, hier sind wir Männer unter uns!“ Dabei zwinkerte er Jörg schelmisch zu.

Dann gingen sie einen langen, hohen Gang entlang. Die Schritte hallten und Jörg kam sich ganz klein vor. „Hier ist der Speisesaal, wir sagen Refektorium dazu.“ Er öffnete eine große Tür und Jörg sah die lange Reihen der Tische. Sie waren schon ordentlich für das Mittagessen gedeckt.

Dann gingen sie weiter, wieder durch lange Gänge. „Ob ich mich jemals zurechtfinden werde, alle Gänge sehen ja gleich aus“, fragte sich Jörg und das Herz rutschte ihm wieder in die Hose.

Über eine breite Treppe kamen sie in das nächste Geschoß. Dort befand sich Tür neben Tür. „Hier wohnen die Mönche“, erklärte Bruder Thomas, „jeder hat seine eigene kleine Zelle. Und dann – wieder einen langen Gang entlang, aber auf der gleichen Ebene: „Hier sind die Klassenzimmer.“ Jörg hörte hinter den dicken Türen leise Geräusche, Gemurmel und Reden. Am Ende des Ganges wies Bruder Thomas auf einen Raum: „Hier wirst du lernen, das ist deine Klasse.“ Er klopfte kurz und öffnete dann die Tür, ohne auf ein „Herein!“ zu warten.

Die Ordnung

Jörg betrat hinter Bruder Thomas den Schulraum. Es roch nach Kreide und Schweiß. Die Blicke der anwesenden Schüler waren auf ihn gerichtet. Alle saßen sehr geordnet an ihren altertümlichen Pulten. Vorne thronte der Lehrer auf einem kleinen Podest an einem mächtigen Katheder. Auch er hatte sich den Eintretenden zugewandt. Jörg fiel sofort sein strenges Gesicht auf, die Tonsur auf seinem Kopf glänzte speckig.

„Das ist Jörg“, sagte Bruder Thomas zu der Klasse gewandt, „er wird jetzt zu euch gehören. Bitte nehmt ihn gut in eure Gemeinschaft auf und sorgt dafür, daß er sich schnell zurechtfindet.“ Und zu dem Lehrer gewandt sagte er: „Er ist gerade eingetroffen. Ich zeige ihm noch den Schlafraum und ab heute nachmittag wird er am Unterricht teilnehmen.“ Er wandte sich zur Tür und wollte den Unterricht nicht zu lange stören. Im Hinausgehen erklärte er Jörg: „Das ist Vater Anselm, er ist dein Lehrer.“

Schweigend gingen sie wieder eine Treppe in das nächste Stockwerk hinauf. Dort waren die Räume nicht mehr so hoch und ungemütlich. Der Gang war mit vielen Garderobenhaken versehen. Bruder Thomas öffnete eine Tür. „Hier ist dein Schlafraum, wir nennen ihn Dormitorium.“ Jörg staunte, ein großer Saal tat sich vor ihm auf, in dem Bett an Bett stand. Hinter jedem Bett stand an der Wand ein kleiner Nachtschrank und ein schmaler Spind. Auf der anderen Seite war ein Tisch, der die ganze Länge des Raumes einnahm und an dem Stuhl an Stuhl stand. „Hier schlaft ihr und macht eure Aufgaben. Da ist noch ein Bett frei.“ Sie gingen auf ein Bett am Ende des langen Raumes zu. „Das ist dein Bett. Hier in den Schrank tust du deine Kleider. Ich möchte, daß darin Ordnung herrscht. Der Platz muß ausreichen. Einmal in der Woche gibst du die Dreckwäsche in die Kloster-Wäscherei, alle vierzehn Tage bekommt ihr frische Bettwäsche, ihr bezieht eure Betten selbst. Wenn du das noch nicht kannst, dann laß es dir von einem Mitschüler zeigen. In das Nachtschränkchen kommen deine privaten Sachen. Der Platz auf der anderen Seite deines Bettes ist dein Lernplatz. Auch hier erwarte ich, daß Ordnung herrscht. Nur deine Hefte und Bücher haben darauf etwas verloren.“ Das klang streng und endgültig. Jörg schaute sich um, ob er sich hier wohlfühlen würde. Er kam sich eingesperrt vor und hatte das Gefühl, als würden sich Fesseln um ihn legen. Nur gut, daß sein Bett am Fenster stand, dann konnte er hinausschauen in die Freiheit, wenn er sich zu eingesperrt vorkam.

Bruder Thomas schien seine Gedanken zu erraten. „Ja, es geht hier streng zu, aber das ist wichtig für dich. Wenn du dich einfügst und lernst, ein Teil der Gemeinschaft zu sein, dann hast du großen Gewinn davon. Die Regeln helfen dir, dein Leben zu meistern, und das ist unser Ziel: Wir wollen euch Jungen helfen, lebensstüchtig zu werden. Deshalb legen wir auch

großen Wert auf Ordnung, denn die äußere Ordnung hilft dazu, eine innere Ordnung zu gewinnen.“ Bei diesen Worten schaute Bruder Thomas Jörg mit einem ernsten Blick prüfend ins Gesicht. „Um acht Uhr müßt ihr alle im Bett sein und das Licht wird gelöscht. Niemand darf außerhalb der Sprechzeiten mit dem anderen sprechen – das ist gar nicht so schwer, denn ihr müßt euch auf eure Aufgaben konzentrieren. Eine sehr strenge Regel ist, daß niemand das Kloster verlassen darf, ohne sich vorher bei mir abzumelden. Nun, das ist fürs erste das Wichtigste.“

Beim Verlassen des Dormitoriums zeigte Bruder Thomas Jörg den Waschraum – auch hier ein Saal mit einem großen Waschtrog in der Mitte mit vielen altertümlichen Armaturen. An den Wänden hingen weiße Schränke. „Das ist der Platz für deine Waschsachen.“ Bruder Thomas wies auf einen Schrank. „Selbstverständlich beteiligen sich alle am Putzen und Säubern“, ergänzte er noch.

Da ertönte die Glocke. „Sie ruft uns zum Gottesdienst.“ Bruder Thomas hatte es auf einmal eilig. „Wir versammeln uns dreimal am Tag vor jedem Essen in der Kirche. Komm mit, wir dürfen nicht zu spät kommen.“ Wieder ging es endlose Gänge entlang und einige Treppen hinab, bis sie in der Kirche angelangt waren. „Ich werde mich hier nie zurechtfinden“, dachte Jörg. Aber auch die anderen strömten in dieselbe Richtung, Schüler unterschiedlichen Alters, Mönche in ihren dunklen Kutten – alle hatten das gleiche Ziel: die Kirche.

Die Kirche

Im hellen, lichtdurchfluteten Gottesdienstraum versammelte sich nun die ganze Klostergemeinschaft, eine stattliche Zahl. Während die Kinder bis zum Eingang in die Kirche noch schwatzten und lachten, wurde es drinnen sofort feierlich still, alle Gespräche brachen ab. Bruder Thomas bedeutete Jörg, daß er sich zu den Kindern setzen sollte, und verschwand, um bei den Mönchen im Chorraum Platz zu nehmen.

Jörg setzte sich an das Ende einer Bankreihe. Er spürte, wie er beobachtet wurde, offensichtlich fiel es sofort auf, wenn jemand neu war. Aber ebenso begutachtete er die anderen Kinder. Sie machten einen sehr normalen Eindruck, hinter der Banklehne machten sie sich Zeichen, sie grinsten und zwinkerten sich mit den Augen zu. Sie durften hier zwar nicht reden, aber sie verständigten sich trotzdem auf ihre Weise. Jörg hatte den Eindruck, daß sich alle gut verstanden und daß sie eine intensive Gemeinschaft waren. Ob er hier hineinfliegen würde oder blieb er ein Außenseiter? Aber zumindest waren das alles Buben wie er auch, er mußte keine Sorge haben, daß er anders wäre.

Jörg schaute sich um, der Kirchenraum gefiel ihm. Alles war groß und weit, es gab viele Bilder und Statuen, Kerzen und Altäre. Durch die bunten Fenster flutete das Licht und malte farbige Kleckse auf den glänzend polierten Marmorboden. Das gefiel ihm, er hatte das Gefühl von Freiheit, der Duft nach Weihrauch und Bohnerwachs belebte ihn.

Nun hatten die Mönche begonnen, ihre Liturgie zu singen. Die Jungen schauten in ihre Breviere oder taten zumindest so. Der Gottesdienst hatte begonnen, fremd und eigenartig. Der Singsang erhob sich in die Höhe des Kirchenschiffes, brach sich an der Decke und kam als schwaches Echo zurück, so als wären dort noch viele, die mitsangen. Die Melodien schienen wie aus weiter Ferne und wie aus einer anderen Zeit zu kommen. Jörg hörte fasziniert zu. Eine andere Welt tat sich ihm auf, eine Welt, die nicht die seine war, er spürte den Hauch von Ewigkeit. Das machte ihn einerseits wehmütig und traurig und andererseits froh und zuversichtlich. „Ich werde es schon schaffen“, sagte er sich mutig. „Ich halte hier durch und ich werde das lernen, was für mich wichtig ist.“

Das Essen

Der Gottesdienst war zu Ende und alle formierten sich zu einem Zug in Richtung Speisesaal. Jörg blieb unsicher stehen, er kannte seinen Platz noch nicht. Plötzlich zog ihn ein Junge, der ungefähr in seinem Alter war, am Ärmel. „Komm neben mich“, flüsterte er. Jörg war dankbar für diesen Hinweis und gemeinsam trabten sie nun in der langen Prozession in den Speisesaal. Dort hatte jeder seinen Platz, zu dem sie nun in einer Reihe zogen. Jörg blieb neben dem Jungen, der ihn angesprochen hatte, auf diese Weise bekam er den Stuhl neben ihm. Er wollte ihn nach seinem Namen fragen, aber der Junge machte ein Geste, die ihm bedeutete zu schweigen. Niemand sprach und sie blieben hinter ihren Stühlen stehen, bis der Abt das Tischgebet sprach. Dann durften sich alle setzen. Aber auch jetzt war das Reden noch nicht erlaubt. Während das Essen von den Jungen serviert wurde, die Tischdienst hatten, las ein anderer aus einem großen Buch vor. Erst nach einiger Zeit klopfte der Abt mit einem Hämmerchen auf den Tisch und schlagartig begannen die Gespräche.

„Ich bin Marco“, sagte der fremde Junge sofort, er hatte verstanden, was Jörg ihn fragen wollte. „Ich werde dich hier einführen und dir helfen, damit du dich zurechtfindest, ich schlafe im Bett neben dir. Du kannst mich alles fragen!“ Das war beruhigend, nun fühlte er sich schon nicht mehr so allein. Ja, er wollte ihn viel fragen, dachte Jörg.

„Nach dem Essen müssen wir das Geschirr spülen. Dann haben wir eine Stunde frei – in dieser Zeit spielen wir draußen Fußball. Danach haben wir wieder Unterricht. Bleib in meiner Nähe, dann verläufst du dich nicht. Zunächst fällt es jedem schwer, sich in den Gängen nicht zu verirren.“ Jörg freute sich auf das Fußballspielen, dann konnte er auch gleich zeigen, was in ihm steckte. „Du wirst schnell merken, wie hier alles läuft!“ sagte Marco beruhigend, „und du wirst auch bald sehen, daß die Schwarzen“ – und dabei wies er mit einer Kopfbewegung auf die Mönche – „gar nicht so schlimm sind. Sie sind nicht so streng und unfreundlich, wie sie manchmal wirken. Aber sie haben auch ihre Regeln, nach denen sie leben, und sie meinen es gut mit uns.“

Der Unterricht

Jörg fand sich tatsächlich schnell zurecht. Der Unterricht war interessant. Für den Jungen taten sich neue Bereiche auf, an jedem Tag entdeckte er so viel Faszinierendes, daß er gar keine Zeit hatte, Heimweh zu bekommen. Vater Anselm war zwar streng, aber er hatte ein offenes, väterliches Herz für die Jungen. Er war darauf bedacht, daß sie nicht nur auswendig lernten, sondern auch verstanden. Immer wieder betonte er, daß sie für das Leben lernen würden und daß Wissen nicht alles sei. Sie mußten erkennen, was wichtig und was unwichtig wäre. Dann mußten sie das, was sie erkannt hatten, auch umsetzen und anwenden. Immer wieder fragte er die Jungen danach, was das, was sie lernten, für sie bedeuten würden und was sie damit anfangen wollten. Dem Lehrer lag daran, mit seinen Schülern ins Gespräch zu kommen. Er provozierte heftige Diskussionen, stellte Fragen, an denen seine Zöglinge zu knacken hatten und gab ihnen Arbeiten auf, die ihre Köpfe rauchen ließen. Er wollte, daß sie selbständig anfangen zu denken und zu bewerten. Er hatte das kühne Ziel, daß jeder seiner Jungen einen eigenen Standpunkt finden sollte, einen sicheren und gewissen Halt für ihr Leben, eine klare Orientierung an ewigen Werten, die für die Jungen ein Geländer in ihr Leben waren.

Vater Anselm zog zum Beispiel mit seinen Schützlingen in die große Kirche, stieg mit ihnen auf den Turm und in alle Nebenräume und Dachkammern. Er forderte seine Schüler auf, nach alten Steinmetzzeichen zu suchen und Abdrücke von ihnen herzustellen. Anhand eines Verzeichnisses wurden sie untersucht und dabei entstand eine lebendige Geschichte des Aufbaus der Kirche. Auf einmal bekam das große Bauwerk Fleisch und Blut, die die dran mitgebaut hatten, waren namentlich gegenwärtig und ihre Schicksale beschäftigten die Jungen. Eine lange Geschichte bekam Gesichter und die Jungen gewannen Respekt für die,

die vor ihnen hier gelebt und gearbeitet hatten. Sie wurden dankbar denen gegenüber, die vor ihnen gelebt hatten, und sie begriffen, daß ihr Leben nur deswegen möglich war, weil sich diese Menschen damals eingesetzt und nicht geschont hatten. Das spornte die Jungen an, nun ebenfalls ihr Bestes zu geben.

Weil Vater Anselm sah, wie sich Jörg mühte, alles recht zu machen, fragte er ihn einmal unvermittelt nach dem Unterricht: „Was denkst du eigentlich, wer Jesus Christus ist?“ Jörg war überrascht, was sollte er antworten, er stotterte und überlegte sich irgendwelche Verse, die er bereits auswendig gelernt hatte. „Nein, ich will keine vorgefertigte Antwort von dir hören“, wehrte Vater Anselm ab, „ich will deine persönliche Antwort. Schreibe sie mir doch heute Nachmittag auf und gib mir dann heute Abend zum Vesper-Gottesdienst das Blatt.“

Zuerst war Jörg mächtig sauer, denn er dachte, daß es eine Strafarbeit wäre, die er unverdientermaßen machen sollte. Er saß an seinem Arbeitsplatz und kaute auf seinem Bleistift. Was sollte er schreiben, damit sein Lehrer zufrieden war?

Es fiel ihm nichts Rechtes ein, aber weil es ehrlich sein sollte, rang er sich zuletzt zu folgenden Zeilen durch:

„Ich weiß nicht, wer Jesus ist. Ist er ein Mensch oder Gottes Sohn? Für mich ist er ein Mensch, den ich nicht kenne. Gott kenne ich, er ist der Vater im Himmel. Gott ist allmächtig und gerecht, aber Jesus...“

Dieses Blatt gab er am Abend ab. Es war ihm nicht ganz wohl dabei und er erwartete nun eine Strafpredigt von seinem Lehrer oder wenigstens eine Zurechtweisung und eine Belehrung über die Person Jesu. Aber nichts geschah. Vater Anselm begegnete Jörg auch am nächsten Tag mit großer Freundlichkeit.

„Vielen Dank für dein Blatt,“ sagte er zu seinem Schüler, „ich möchte mit dir drüber reden. Komm doch heute nachmittag, während die anderen Fußball spielen, zu mir in mein Sprechzimmer.“

Das Gespräch

Das war zwar nicht ganz im Sinne von Jörg, er hätte viel lieber Fußball gespielt, aber es war doch eine große Ehre. Nur selten wurde ein Schüler zu einem persönlichen Gespräch geladen. Als Jörg sich nach dem mittäglichen Abwasch auf den Weg zu Vater Anselm machte, begleitete ihn eine starke Spannung, er war tatsächlich aufgeregt. Das Sprechzimmer war gemütlich eingerichtet, das hatte Jörg so nicht erwartet. Schwere Vorhänge an den Fenstern dämpften den Schall, ein großer alter Schrank mit vielen Verzierungen gab dem Raum eine wertvolle Atmosphäre. In der Mitte des Zimmers stand ein großer, schwerer Eichentisch mit blockigen Stühlen. Dort setzten sie sich nieder und Vater Anselm zündete die Kerze an, die auf dem Tisch stand. Es roch wie in der Kirche, Jörg entspannte sich.

„Du kannst Gott nicht verstehen, wenn du Jesus nicht kennst“, begann Vater Anselm das Gespräch. Er saß ganz locker auf seinem Stuhl, Jörg hörte aufmerksam zu. „Ohne Jesus ist Gott nur der strenge Vater, der die Menschen erzieht und straft. Ohne Jesus ist Gott nur für die Regeln und Gesetze zuständig, deren Einhaltung er von uns fordert. Und wenn wir einen Fehler machen, dann straft er uns. Aber durch Jesus spüren wir die Liebe Gottes, durch ihn ist er der liebevolle Vater, der sich um uns sorgt und der uns helfen möchte.“ An dieser Stelle machte Vater Anselm eine nachdenkliche Pause, Jörg nahm seine Worte in sich auf.

„Wir leben hier im Kloster zwar nach strengen Regeln – dabei ist die Gefahr, daß wir Gott nur noch als den strengen Richter sehen, der dieses Leben von uns fordert und uns überwacht, ob wir auch alles einhalten. Aber dabei würden wir kaputt gehen, wir würden zerbrechen unter der Last, die wir uns selber aufgelegt haben. Wir können nur hier im Kloster miteinander leben, weil wir durch Jesus verstehen, daß Gott uns lieb hat. Wir sind freiwillig hier und tun das, was wir tun, aus Liebe, nicht aus Zwang. Jesus schenkt uns die Kraft dazu. Und wenn wir

einen Fehler machen, müssen wir nicht daran zerbrechen, sondern dann können wir darüber lachen und fröhlich sagen: Jesus hilf mir, daß ich es das nächste Mal besser mache. Dadurch können wir hier in einer engen Gemeinschaft zusammenleben und auf vieles verzichten, ohne daß wir darunter leiden und zerbrechen. Verstehst du das? Ohne Jesus wäre unser Kloster ein Gefängnis oder eine strenge Erziehungsanstalt, aber durch Jesus können wir eine fröhliche und unbeschwerte Gemeinschaft sein.“ Jörg nickte, er hatte zwar nicht alles verstanden, aber es hatte sein Herz berührt, daß Jesus hier war, ganz nahe, daß Gott nicht weit fort war wie sein leiblicher Vater und nicht irgendwo thronte in den unendlichen Höhen des Himmels, sondern daß Gott durch Jesus ganz nahe war, wie ein liebevoller Vater, der sich immer um seine Kinder kümmert.

„Ich möchte auch, daß Jesus mir nahe ist“, sagte Jörg leise. Vater Anselm lächelte. „Dann beten wir jetzt dafür.“ Und er betete für Jörg und verknüpfte dabei Jörgs Leben mit dem von Jesus und zum Schluß sagte er ganz feierlich zu dem Jungen: „Von nun ab gehört ihr immer zusammen, du und Jesus.“

Gemeinschaft

Nach diesem Gespräch war Jörg nicht nach Fußballspielen zumute. Er wollte noch ein Weilchen für sich sein, deshalb setzte er sich in die Kirche und ließ das Gesagte noch einmal auf sich wirken. Nun stellte er sich selbst die Frage, die sie im Unterricht immer wieder hörten: Was bedeutet das für dich? Wie lebst du das? Ja, wie würde er in Zukunft sein Leben mit Jesus zusammen führen?

In den nächsten Tagen vergegenwärtigte er sich immer wieder, daß Jesus an seiner Seite war und er alles mit ihm zusammen tat. Dabei fiel Jörg auf, daß auf einmal gar nicht mehr alles möglich war, was er früher getan hatte.

Früher hatte er sich zum Beispiel ohne viel nachzudenken gern bedient, wenn ein Junge aus seinem Schlafraum ein Paket mit Schleckereien von seinen Eltern bekommen hatte. Wenn etwas von diesen Schätzen herumlag, hatte einfach davon genommen und sich nichts weiter dabei gedacht. Nun wurde ihm klar, daß er das mit Jesus zusammen nicht mehr tun konnte. Manchmal hatte er auch die Hausaufgaben von anderen abgeschrieben, wenn er keine Lust hatte und lieber am Fenster saß und hinauschaute, statt an seiner Arbeit zu sitzen.

Er merkte auch, daß er nicht mehr so locker über vieles reden konnte und auch manche Ausdrücke nicht zu der Gemeinschaft mit Jesus paßten. Er mußte sich immer wieder stoppen und brach mitten im Satz ab, wenn ihm klar wurde, daß er dabei war, ein Lüge oder Halbwahrheit zu sagen, anzugeben oder jemand anderes schlecht zu machen.

Wenn er bei seinen täglichen Pflichten in der Küche seufzte und stöhnte oder vielleicht sogar finstere Gedanken über die hegte, die ihm diese Arbeit anwiesen, ertappte er sich nun immer wieder bei der Feststellung, daß Jesus ja hier war und ihm half, auch mit Schwierigkeiten fertig zu werden und dort durchzuhalten, wo es ihm zu viel wurde. Er wurde freundlicher und zuverlässiger und das was er tat, tat er richtig und gut. Dabei machte es noch Spaß, für eine gute Leistung gelobt zu werden, und es gab ihm selbst eine große Befriedigung, wenn er sehen konnte, daß sich sein Einsatz gelohnt hatte.

Er wurde beliebt bei seinen Kameraden und bei den Mönchen des Klosters. Alle merkten, daß er zuverlässig war, ja, man konnte sich auf Jörg verlassen und man konnte ihm auch schwierige Aufgaben übertragen! Er wurde bald zum Sprecher seiner Klasse und zum Ratgeber seiner Mitschüler. Wo ihm zuerst von den anderen geholfen wurde, half er nun den anderen. Dabei machte es ihm Freude, sich für andere einzusetzen. Das Vertrauen, das die anderen in ihn setzten, gab ihm Selbstvertrauen und Sicherheit. Er spürte seine Kraft, die er einsetzen konnte, er machte die Erfahrung, daß er sich auf sich selbst verlassen konnte, und je mehr seine Erfahrung und sein Wissen wuchs, desto umsichtiger und überlegter konnte er

handeln. Das gab ihm eine innere Ruhe und Gelassenheit. Was konnte ihm denn noch etwas anhaben oder ihn verunsichern?

Die Krise

Aber diese Hochstimmung hielt nicht lange an. Bald wurde Jörg mit dem Leben, das er führte, unzufrieden, Langeweile breitete sich in ihm aus. Er kannte nun alles, er wußte Bescheid und war mit den Abläufen des klösterlichen Alltags vertraut. Jeder Tag war wie der andere, es bot sich keine Abwechslung und kein Abenteuer. Sollte das so weitergehen? Jörg sehnte sich nach neuen Herausforderungen, er wollte mehr! Zudem plagte ihn zunehmend das Eingesperrtsein, ja er kam sich zeitweise wie in einem Gefängnis vor und er sehnte sich nach Freiheit. Er saß dann an seinem Fenster und schaute hinaus, über die hohen Klostermauern hinweg, hinüber zum Wald und zur Stadt, von der er nur ein paar Häuser sehen konnte. Er fühlte sich dann abgeschnitten vom Leben. Er malte sich aus, wie es wohl dort draußen wäre, und merkte dabei, daß er sich das gar nicht so richtig vorstellen konnte. Er war direkt von zuhause hierhergebracht worden und hatte noch gar nichts von der Welt erlebt. Hier im Kloster vollzog sich eine eigene Welt mit ihren eigenen Regeln und Gesetzen. Er sehnte sich nach etwas und wußte nicht, was ihm fehlte. Wenn er so am Fenster saß und hinausschaute, schien er gar nicht mehr richtig im Kloster zu sein. Aber wo war er dann? Er war nicht mehr hier und noch nicht dort, er war nirgends, er war heimatlos und doch war er nicht so frei wie die Vögel, die er auf den Dächern des Klosters herumhüpfen sah. Wenn sie wollten, konnten sie sich in die Luft erheben und davonfliegen. Er seufzte tief.

Marco, sein Freund und Bettnachbar, trat auf ihn zu: „Es ist nicht gut, wenn du stundenlang am Fenster sitzt und deinen Träumen nachhängst, das macht dich traurig und müde. Du mußt Pläne schmieden, du mußt dein Schicksal in die Hand nehmen, du mußt etwas tun!“

„Was bringt es, Pläne zu schmieden, wenn ich sie nicht ausführen kann“, erwiderte Jörg resigniert. „Pläne sind besser als Träume“, Marco ließ nicht locker. „Irgendwann sind sie reif und du führst sie aus.“ Die beiden schauten sich an. Sollten sie etwa gemeinsam...?

So begann es, daß die beiden in der nächsten Zeit öfter die Köpfe zusammensteckten und gemeinsam Pläne schmiedeten. Jörg war nun meistens mit seinen Gedanken woanders. Er sah sich als kühnen Held, der in gefährlichen Situationen seinen Gegnern trotzte. Er war der Stärkere, der andere besiegte, er kämpfte für das Gute und besiegte das Böse, wie ein Rächer zog er durchs Land.

Vater Anselm fiel auf, daß sein eifrigster Schüler in der letzten Zeit nachließ, mit Sorge beobachtete er diese Entwicklung. Er ahnte, daß der gefährliche Virus der Freiheit seinen Zögling ergriffen hatte. Dieser Virus löste eine Krankheit aus, die wie ein Fieber war und die Menschen, die es ergriff, unersättlich machte, sie waren dann nicht mehr zu halten, gaben sich nicht mehr mit wenig zufrieden, sondern wollten alles, sie wollten über sich selbst hinauswachsen und so frei sein, daß sich ihnen nichts in den Weg stellen konnte, nicht einmal die eigene Person. Das war eine schlimme Krankheit, weil sie wütete, bis sie den Menschen in seinem Wahn nach mehr und immer größerer Freiheit in den Abgrund gerissen hatte; nur wenige konnten davon geheilt werden. Vater Anselm hatte schon Mönche erlebt, die, von dieser tödlichen Krankheit ergriffen, das Weite gesucht und jämmerlich dabei umgekommen waren. Einige waren allerdings zurückgekehrt, aber ihre Augen waren stumpf und ihr Wille zerbrochen. Sie hatten mit der grenzenlosen Freiheit nichts anfangen können und sich freiwillig und bußfertig in den Schutz des Klosters zurückbegeben.

Mit diesen sorgenvollen Gedanken suchte Vater Anselm Bruder Thomas auf, um ihm seine Ahnungen mitzuteilen. Sie versprachen sich, aufmerksam zu sein und wachsam, was geschehen würde.

Die Flucht

Zur nächtlichen Vigil trafen sich immer ein paar Mönche in der Kirche, die für diesen Dienst eingeteilt worden waren. Auch in dieser Nacht waren sie müde und nur auf ihre Liturgie bedacht. Wären sie aufmerksamer gewesen, hätten sie zwei Schatten bemerken können, die durch die dunkle Kirche huschten und sich so bewegten, daß man ihre Anwesenheit nur ahnen konnte. Es waren Jörg und Marco, die nun dabei waren, ihre Pläne in die Tat umzusetzen. Sie hatten sich den Schlüssel besorgt, der die Tür zum Jungentrakt verschloß. Marco sagte. „Wir haben uns diesen Schlüssel nur ausgeliehen, Bruder Thomas wird ihn morgen wieder bekommen.“ „Wir haben ihn gestohlen“, sagte Jörg und er hatte kein gutes Gefühl dabei. Konnte er das mit der Beziehung zu Jesus vereinbaren? Aber darüber durfte er nicht nachdenken. Der ganze Plan war sein eigener gewesen und ging Jesu überhaupt nichts an. Es war seine Sache und Jesus konnte ja mitkommen, wenn er wollte, dachte Jörg aufsässig. Warum hatte ihn Gott auch so geschaffen mit einem starken Drang zur Freiheit? Er wußte doch daß er in diesem Kloster eingehen würde wie eine Blume ohne Wasser. So hatte Jörg alle Bedenken beiseite gewischt und alles sorgfältig mit Marco zusammen geplant. Nachdem sie den Jungentrakt verlassen hatten, gelangten sie über einen Speicher in ein anderes Gebäude. Hier hielt sich nachts niemand auf, das wußten die beiden. Und von dort kamen sie über eine Nebentreppe zu einem Gang, der zur Kirche führte. Hier mußten sie aufpassen und die Mönche vorbeilassen, die zum nächtlichen Gottesdienst zogen. Wenn sie vorbei waren, war der Zugang zur Kirche frei. Sie mußten nur darauf achten, daß kein verspäteter Mönch ihnen in den Weg kam. Leise schlichen sie durch den Gang. Sie hatten nichts dabei, sie wollten sich ganz auf ihre Sinne und ihre Klugheit verlassen. Vorsichtig drückten sie den alten Türgriff nach unten und schoben langsam die schwere Türe auf. Aus der nachtdunklen Kirche tönte leise und wie aus weiter Ferne der Gesang der Mönche. Es klang nicht beeindruckend, sondern war eher kläglich, die müden Stimmen der Wächter in der Nacht, die auch zu dieser Stunde Gottes Lob sangen. Die beiden schlüpfen in die Kirche. Dort kannten sie sich aus. Sie umgingen die Stellen, an denen Kerzen brannten oder das ewige Licht flackerte, sie wollten keine Schatten werfen. Dann waren sie am großen Kirchenportal angelangt. Sie wußten, daß es immer offen war, Tag und Nacht. Nun mußten sie nur warten und Geduld haben, bis die Mönche mit ihrer Liturgie zu Ende waren, denn die große Kirchentür hätten sie nicht unbemerkt öffnen können, und wenn es nur der Luftzug gewesen wäre, der sie verraten hätte. Zitternd vor Aufregung standen die beiden im Foyer der Kirche. Bisher war ihr Plan geglückt, die Freiheit wartete auf sie. So weit hatten sie geplant, aber was würde dann geschehen, wenn sie draußen waren? Was sollten sie tun, wo sollten sie hingehen? Darüber hatten sie nicht nachgedacht. „Ach, das wird sich zeigen“, Jörg wischte die Anflüge von Zweifel beiseite, „wenn wir erst in der Freiheit sind, werden wir schon sehen, was wir mit ihr anfangen können, Hauptsache, wir sind dem Gefängnis entflohen.“ Endlich hatten die Mönche ihren Gesang beendet und mit einem Friedensgruß „für alle, die da wachen und alle die da schlafen“ den Gottesdienst abgeschlossen. Nur ein Mönch bewegte sich noch im Chorraum, um die Kerzen zu löschen. War es Bruder Thomas? Jörg war sich nicht sicher. Für einen kurzen Augenblick hatte er den Eindruck und dabei war ihm durch den Kopf gezuckt, es wäre gut gewesen, sie hätten sich ihm anvertraut, er hätte sie sicher verstanden. Am anderen Ende der riesigen Kirche fiel eine Tür ins Schloß, dann war es ruhig, kein Laut war mehr zu hören. Die beiden nickten sich im Dunkeln zu, nur das fahle Licht des Mondes, das durch die Kirchenfenster schien, gab ein blasses Licht. Gemeinsam schlichen sie zum Portal und versuchten es zu öffnen. Aber es war abgeschlossen. Marco entwischte ein unheiliger Fluch, damit hatten sie nicht gerechnet, diese Tür mußte doch nachts geöffnet sein. Jörg probierte die anderen Türen und tatsächlich, eine kleine Seitenpforte ließ sich öffnen, der Nachteingang wurde ihr Ausgang. Nun waren sie draußen. Sie beobachteten die Fledermäuse, die die Laterne auf dem Kirchenvorplatz umrundeten, der große Brunnen plätscherte leise. „Komm“, flüsterte Marco.

Und seltsam, auf einmal fiel es Jörg schwer, das Kloster zu verlassen. Es kam ihm vor, als würde er etwas Vertrautes verlieren, ohne etwas anderes dafür zu bekommen. Er fühlte sich leer und schutzlos auf der großen Treppe zur Kirche, heimatlos und ohne Ziel. Für einen Moment war der Wusch ganz mächtig in ihm umzudrehen. „Los!“ Marco winkte mit einer bestimmenden Handbewegung. Er spürte das Zögern seines Freundes und verstand es nicht. „Warte einen Moment, der Schlüssel!“ Ach ja, sie hatten den Schlüssel vergessen, den sie Bruder Thomas weggenommen hatten. Jörg lief zurück und betrat noch einmal die Kirche. Er zog den Schlüssel aus der Tasche und warf ihn in den Opferstock, dort würde er morgen gefunden werden. Der Schlüssel klirrte leise, als er auf die Münzen traf. „Jesus geh mit uns!“ Jörg wandte sich noch einmal dem großen Altar zu und es war ihm, als hätte er auf seine fehlende Bitte hin eine schwache Bewegung wahrgenommen, wie einen kurzen Blitz, der ihm zu signalisieren schien: „Geh und komme wieder. Es wird alles gut.“ Wie um sich zu vergewissern, daß es wahr sei, tauchte Jörg hastig seine Hand in das Weihwasserbecken und zeichnete mit dem Wasser ein Kreuz auf seine Stirn. Dann verließ Jörg die Kirche und eilte die Treppe hinunter. Unten wartete Marco schon ungeduldig. „Wo bleibst du denn so lange? Wir müssen weg hier!“ Weg ja, aber wohin?

Der Zweifel

Die beiden wagten sich nicht in die Stadt. Sie rechneten damit, daß man bald am nächsten Morgen nach ihnen suchen würde. So wandten sie sich in die andere Richtung, dem Wald zu. Ein schmaler Weg führte hinauf auf die Höhe. Es war frisch geworden, der frühe Morgen ließ die beiden frösteln, darauf waren sie nicht eingestellt. Sie zogen ihre Jacken fester um die Schultern. Außerdem hatte sie plötzlich eine große Müdigkeit überfallen, als die Anspannung von ihnen abgefallen war. Schwerfällig und schweigend trotteten sie nebeneinanderher und verwünschten im Stillen ihren Plan, das Weite zu suchen. In ihren weichen Betten im Kreis der schnarchenden Kameraden hätten sie es jetzt gemüthlicher. Aber sie wollten diese Gedanken nicht zulassen. Der Rückweg war abgeschnitten, nun war nur noch die Flucht nach vorn möglich.

Der Weg zum Wald zog sich. Die beiden dösten im Gehen, bis sie plötzlich aufschrakten. Vor sich sahen sie im Dunkel den Schein eines Feuers.

Das warme Flackern zog sie an, aber es war Vorsicht geboten. Wer mochte hier am Waldrand zu dieser Stunde ein Feuer unterhalten? Behutsam und so leise wie möglich näherten sie sich der Stelle. Dann sahen sie im Feuerschein einen bärtigen Mann sitzen, der mit einer Bierflasche in der Hand eingenickt war. Kein Wunder, einige leere Falschen standen in Reichweite. „Ein Landstreicher“, Marco stieß seinen Freund an „Was meinst du, sollen wir uns am Feuer wärmen?“ Jörg zögerte, der Mann sah einerseits nicht sehr vertrauenswürdig aus, andererseits war er aber sicher harmlos. Sie waren zu zweit und er hatte bestimmt schon so viel getrunken, daß sie mit ihm fertig werden würden, außerdem waren sie schneller als er. Auch war es verlockend, mit einem menschlichen Wesen Kontakt zu haben in dieser Nacht, die so einsam und dunkel war. Sie kamen sich vor, als wären sie weit weg von jeglicher Zivilisation und freuten sich über menschliche Nähe. So schnell war der Wunsch nach Gemeinschaft mit anderen wieder wach geworden, hatten sie doch kaum die brüderliche Gemeinschaft des Klosters verlassen!

Der Bruder von der Landstraße schreckte hoch, er war mißtrauisch und hatte einen leichten Schlaf, er hatte schon böse Erfahrungen gemacht und war deshalb vorsichtig. „Was wollt ihr, ich habe euch nichts getan!“ Der Mann sprang auf, aber nicht zum Angriff, sondern zur Abwehr. „Wir tun Ihnen auch nichts“, beruhigte ihn Marco. „Wir wollen uns nur ein bißchen wärmen.“ Der Landstreicher befriff, daß er es nur mit Jungen zu tun hatte, er pfiß durch die Zähne, er hatte verstanden: das waren zwei wie er, die auf der Flucht waren!

„Setzt euch!“ sagte er mit einer großzügigen Geste. „Wollt ihr einen Schluck?“ Er hielt ihnen seine Flasche hin. Die beiden wehrten ab. Aus einem Stapel mit Bruchholz nahm er ein paar dicke Knüppel und legte sie aufs Feuer, die Flamme loderte hell empor. „Laßt euch mal anschauen“, sagte er, „ihr seid aber noch sehr jung. Wissen eure Eltern, daß ihr hier seid?“ Die beiden schwiegen eisern. „Ah ja, ich verstehe – ihr seid aus dem Kloster.“ Er lachte heiser und nahm einen großen Schluck aus seiner Pulle.

„Da predigen euch die frommen Brüder von der Liebe Gottes und sperren euch ein. Sie erzählen, wie groß Gott ist, aber gleichzeitig machen sich euch so klein mit Hut!“ Er zeigte zwei Zentimeter mit seinen Fingern, der Mann redete sich in Rage. „Sie erzählen davon, daß Gott unendlich ist und ewig und dann nehmen sie euch die Freiheit! Das sind mir Prediger! Die wollen euch ja nur gefügig machen, die wollen, daß ihr klein und abhängig bleibt, die wollen nicht daß ihr selbständig und erwachsen werdet!“ Der Landstreicher war richtig wütend. „Gut, daß ihr euch davon gemacht habt. Seht mich an, ich lebe mein Leben in Freiheit, ich habe alles, was ich will! Ich kann tun, was mir behagt, mich hindert niemand. Ich bin selbständig und nur mir selbst verantwortlich. Und ich genieße meine Freiheit!“ Und so als hätte er mit dieser kurzen Rede all seine Kraft verbraucht, sackte er in sich zusammen und stierte schweigend ins Feuer. Die beiden Jungen wußten nicht, was sie von dem halten sollten, was dieser Mann gesagt hatte. War das wirklich die Freiheit und Unabhängigkeit, die sie suchten? Sie wußten nicht, was sie sagen sollten. Wollte Gott tatsächlich ein Leben, das frei war von allen Zwängen und bar jeglicher Verantwortung? Sie waren sich nicht sicher und hätten gern Vater Anselm danach gefragt. Sie hatten offensichtlich doch noch nicht genügend gelernt, um ihren Standpunkt vertreten zu können. Nun begann der Zweifel an ihnen zu nagen: Wer hatte recht? Wollten die Mönche tatsächlich nicht das beste für sie, war Vater Anselms Absicht wirklich böse und hinterhältig? Was sollten sie von der Zeit im Kloster halten? Und was sollten sie von diesem Bruder der Landstraße halten?

Auf einmal schienen ihnen beide Möglichkeiten nichts für sie. Das Leben im Kloster war zu eingeschränkt und begrenzt und das Leben in der Freiheit war zu grenzenlos und unberechenbar. Was gab es denn dann noch? Tiefe Hoffnungslosigkeit befiel die beiden, es gab keine Möglichkeit für sie, was sie taten, war schlecht und brachte nicht das ersehnte Leben. Mit diesen schweren Gedanken schliefen sie ein.

Endstation

Als die Jungen am Morgen aufwachten, war es bereits hell, obwohl die Sonne noch nicht aufgegangen war. Sie froren, die Kleider waren feucht vom Morgentau. Sie rieben sich die schlafmüden Augen. Ihre Haare waren zerzaust und ihre Gesichter grau und aufgedunsen. Das Feuer hatte nur einen kleinen Berg weißer Asche zurückgelassen, über dem ein feiner Rauchfaden stand.

Der Landstreicher war fort. Nur die Bierflaschen zeugten davon, daß er wirklich hier gewesen war, sonst hätten sie ihn für einen üblen Nacht-Spuk gehalten.

Die beiden hatten Hunger, ihre Mägen knurrten. Auch daran hatten sie nicht gedacht, daß sie etwas zu essen brauchten. Sie hatten nur ihre Freiheit vor Augen gehabt, frei und unabhängig wollten sie sein – und nun waren sie abhängig von den ursprünglichsten menschlichen Bedürfnissen.

Auch quälte sie noch das nächtliche Gespräch, es kam ihnen wie ein böser Alptraum vor. Immerhin hatte der Landstreicher es geschafft, daß sie nun nicht mehr zurück ins Kloster wollten. Aber sie wollten auch nicht weiter in die Freiheit hinein, die auf einmal so bedrohlich erschien. Sie fühlten sich einsam und verloren, von aller Welt verraten. „Nicht einmal Jesus ist hier bei mir, er ist irgendwo zurückgeblieben und hat mich allein gelassen“, dachte Jörg bitter. Diese Erkenntnis traf ihn schwer. Nun war er wirklich allein auf sich gestellt. Jetzt mußte er sein Leben selber in die Hand nehmen und tragen. Diese Last erdrückte ihn fast.

Deprimiert standen die beiden auf. Ohne daß sie sich abgesprochen hätten, wählten sie den Weg in die Stadt. Sie sehnten sich nach menschlicher Gemeinschaft, sie suchten Wärme, Gespräche, Ermutigung und Bestätigung. Die Freiheit war gut, aber wenn Freiheit auch Allein-sein heißt, waren sie nicht dafür geschaffen, das war ihnen nun deutlich.

Der Weg in die Stadt führte den Berg hinunter. Schon von weitem sahen und hörten sie das morgendlich erwachende Leben, die Geräusche der beginnenden Arbeit, Rufen und Reden und sie rochen den Geruch von frischen Brötchen und heißem Kaffee. Alles kam ihnen verlockend lebendig vor. Doch sie waren nur Zuschauer am Rande. Sie mußten zusehen, wie das Leben ablief, während sie am Rande der Stadt standen, Ausgestoßene, die nicht dazugehörten. Wieder stieg ein bitteres Empfinden von Selbstmitleid in ihnen hoch. Sie liefen hinunter in die Stadt, durchquerten die Gassen, blieben auf den Plätzen stehen, waren mitten drin – und trotzdem waren sie am Rand, waren sie Fremdkörper, die nicht dazugehörten, Fremde, die keinen Anteil am pulsierenden Leben hatten.

Sie sahen die Kinder, die in die Schule gingen. Sie beobachteten eine Gruppe von Mädchen, die im Café saßen und lachten – und dabei machte sich eine unerklärliche Sehnsucht nach Wärme und Zuhause in ihnen bemerkbar, daß sie beinahe angefangen hätten zu heulen. Sie sahen die Menschen bei ihrer Arbeit, alle waren nützlich, jeder hatte etwas zu tun, alle zeigten, wie wichtig sie waren. Nur sie beide standen dort, unnütz, unnötig, zu nichts zu gebrauchen, unbeachtet. Eine große verzweiflungsvolle Lähmung kam über die beiden. Sie setzten sich auf eine Bank im Park und ihre Gesichter zeigten einen Zug, den sie auch bei dem Landstreicher im Wald beobachtet hatten, ein stierer Blick in die Ferne, der nirgends hinschaute, eine stumpfe Abwesenheit, die Hoffnungslosigkeit ausdrückte.

Aber doch waren die Jungen nicht unbemerkt geblieben. Bruder Thomas hatte sich auf den Weg gemacht, um die beiden zu suchen. Schon als ihm klar wurde, daß sein Schlüssel fehlte, hatten seine inneren Warnglocken geschrillt. Als er dann beim Wecken feststellte, daß die beiden Zöglinge fehlten, hatte er Vater Anselm informiert und sich dann unverzüglich auf den Weg in die Stadt gemacht. Er ahnte, daß sie irgendwann dort ankommen würden und er konnte sich ihren inneren Zustand gut vorstellen. So traf er auf die Ausreißer im Park. Er setzte sich zu ihnen auf die Bank. Die Jungen brauchten eine Weile, bis sie ihn erkannten, dann war es zu spät zum Weglaufen, ihr Ausflug in die Freiheit war zu Ende.

Rückkehr

Bruder Thomas schwieg und auch die beiden Jungen waren still, das schlechte Gewissen drückte sie und keiner wußte, wie er anfangen sollte. Schließlich brach es aus Marco heraus: „Es war falsch, daß wir fortgelaufen sind.“ Bruder Thomas sagte nichts, er nickte nur. „Wir wollten die Freiheit“ ergänzte Jörg, „wir hatten das Leben im Kloster satt, wir wollen unsere eigenen Wege gehen!“

„Warum sitzt ihr dann hier?“ fragte Bruder Thomas einfach. „Ja, wir sind nicht weit gekommen auf unserem Weg,“ gab Jörg kleinlaut zu. „Wir waren noch nicht reif für diese Freiheit – sie war uns zu groß“, ergänzte er ganz leise, als würde er nur für sich sprechen. „Wie meinst du das?“ Bruder Thomas hob den Kopf und sah Jörg an.

„Schon das erste Hindernis hat uns verunsichert und vom Weg abgebracht. Wir sind einem Landstreicher begegnet, der uns sagen wollte, was Freiheit heißt. Er sagte, das Leben im Kloster sei Gefängnis und das Leben auf der Landstraße sei das große Glück. Wir kamen ins Zweifeln, wir wußten nicht mehr was richtig ist. Und wenn uns das schon so durcheinander bringt, dann sind wir wohl noch nicht in der Lage, die Freiheit zu tragen.“ „Ja, ich glaube, ihr müßt noch einiges lernen“, Bruder Thomas schüttelte den Kopf – „und vor allem: ihr müßt eine eigene Meinung haben, einen festen Standpunkt, sonst ist die Freiheit nichts für euch, sonst geht ihr verloren.“ „Wir wußten nicht genau, was wir wollten, wir wollten nur irgendetwas tun, um die Situation zu ändern“, gab Marco zu. „Unsere Pläne reichten nicht

weit, wir haben nicht an morgen gedacht.“ „Ja, auch das ist richtig“, Bruder Thomas nickte, „wenn ihr nicht wißt, wo ihr hinwollt, könnt ihr nicht in der Freiheit leben.“

Wieder war es still, jeder dachte nach. „Und nun, was wollt ihr jetzt tun?“ Bruder Thomas ließ den beiden Jungen Zeit zum Überlegen.

„Ich weiß es nicht, ich weiß gar nichts mehr. Für mich ist nichts mehr sicher, nicht einmal mir selbst bin ich sicher. Ich weiß nicht mehr, wer ich bin und was ich will“, brach es aus Jörg mit einem Schluchzen heraus. „Dir geht es wie meinem Namenspatron in der Bibel“, sagte Bruder Thomas sanft, „er wußte auch nichts mehr und zweifelte an allem, zuletzt auch an sich selbst und an Jesus.“ „Ja, an Jesus zweifle ich auch, warum hat er uns so in die Irre gehen lassen?“ Nun rannen tatsächlich Tränen über Jörgs Gesicht, er schämte sich – aber nicht der Tränen, sondern daß er auch vor Jesus weggelaufen war.

„Was hat Jesus mit Thomas gemacht?“ Bruder Thomas ließ nicht locker. „Er hat dem Zweifler etwas in die Hand gegeben, daß er wirklich spüren konnte, daß er da ist. Hier, nimm meine Hand!“ Bruder Thomas streckte Jörg seine Hand entgegen, zögernd griff der verzweifelte Junge danach. „Du fühlst jetzt meine Hand, ich spürst, daß ich da bin – und ich bin für dich da, wie Jesus auch da ist. Ich helfe dir, deinen Weg zu finden, so wie Jesus dich führt, allerdings mit dem einen Unterschied, Jesus läßt deine Hand nicht los. Er gibt dir Freiheit und hält dich fest, das kann nur er!“ Das gab Hoffnung! Jörg drückte die Hand von Bruder Thomas, daß er kurz das Gesicht verzog. Ja, das tut gut zu wissen, daß hier eine Hand war.

„Und zu dir Marco: Als Jesus gefangen genommen wurde, sind die Jünger alle geflohen. Ihre Pläne waren am Ende, sie wußten nun nicht mehr wie es weitergeht, sie hatten nichts mehr, nicht eine mal eine Ahnung von ihrer Zukunft und die Hoffnung, daß es überhaupt weitergehen könnte. Und was hat Jesus mit diesen Freunden gemacht, die ihn im Stich gelassen haben? Hat er sie angespuckt und verstoßen? Nein, er hat sie angeblasen mit dem Geist der Kraft und des neuen Mutes und hat ihnen eine neue Zukunft geben. Mit einem kühnen Auftrag versehen wurden sie ausgesandt, und da hatten sie auf einmal wieder Pläne und eine Aufgabe, da hatten sie Hoffnung und konnten vorangehen. Wollt ihr das nicht auch?“ Bruder Thomas sah die beiden Freunde auffordernd an. Sie nickten zustimmend. „Na also, aber das braucht Zeit, das kommt nicht von heute auf morgen, habt Geduld mit euch selbst und mit Gott! Nun, wie ist es mit dem Vorangehen? Wollt ihr hier sitzenbleiben, oder kommt ihr mit, zurück ins Kloster?“ Wortlos standen die drei auf und stumm schritten sie den Hügel hinauf zum Kloster. Die Ausreißer hatten das Gefühl, daß sie als schuldige Verbrecher zurückkehrten und trotzdem war etwas in ihnen, was ihnen Sicherheit und Ruhe gab. Äußerlich waren sie geschlagen, sie hatten versagt, ihre Pläne waren sichtbar gescheitert, aber innerlich war eine neue Kühnheit zurückgekehrt, sie hatten etwas erkannt und etwas erfahren, was sie noch nicht in Worte fassen konnten, aber was sie stolz und glücklich machte. Der kleine Keimling einer hoffnungsvollen Zukunft war in sie hineingepflanzt worden und begann bereits Wurzeln zu schlagen.

Die Strafe

Als die beiden wieder in ihre Klasse kamen, wurden sie von allen umringt und nach ihren Erlebnissen befragt. Die einen waren neidisch auf die beiden Ausreißer, die nun im Mittelpunkt des Interesses standen und die anderen wandten sich von ihnen ab, denn mit Abtrünnigen wollten sie nichts zu tun haben. Das war Marco und Jörg aber ziemlich egal. Sie hatten andere Sorgen. Ein Gespräch im Sprechzimmer von Vater Anselm war angekündigt worden. Jetzt würden sie wohl die Rechnung für ihr eigenmächtiges Verhalten präsentiert bekommen.

Die beiden schlichen bedrückt und kleinlaut zu dem Ort ihrer Strafe, schüchtern klopfen sie bei Vater Anselm an und atmeten erleichtert auf, als sei ein unbekümmertes „Herein!“ hörten

und dann das Gesicht ihres Lehrers sahen, das gar nicht vorwurfsvoll aussah. „Nehmt Platz“, sagte er und setzte sich zu den beiden Übeltätern an den Tisch.

„Es ist euch wohl klar, daß euer Verhalten eine Strafe nach sich zieht, ich sehe euch an, daß ihr schon damit rechnet. Gut, ihr sollt eine Strafe bekommen. Aber sie soll euch dazu verhelfen, einen klareren eigenen Standpunkt zu bekommen, damit ihr nicht durcheinandergebracht werdet, wenn euch irgendjemand einen Bären aufbinden möchte.“ Offensichtlich hatte ihm Bruder Thomas von ihrem Gespräch mit dem Landstreicher erzählt. „Du, Marco, suchst alle Stellen in der Bibel heraus, die etwas über Freiheit aussagen und schreibst sie ab. Dann möchte ich von dir noch eine kurze Zusammenfassung dieser Aussagen haben. Was sagt die Bibel über die Freiheit? Vielleicht entdeckst du dabei, daß die Bibel keine grenzenlose Freiheit kennt und der Mensch in seinem Wunsch nach totaler Unabhängigkeit falsch liegt. Er verliert sich selbst dabei, weil er Gott verliert. Er geht in dieser unendlichen Freiheit im wahrsten Sinne des Wortes verloren. Ist deine Aufgabe klar?“ Marco nickte, wenn er so gut wegkam...

„Und dich, Jörg, frage ich, wo Jesus war, als du von hier weggegangen bist? Du hast doch gesagt, daß du alles mit ihm zusammen machen willst. Hast du ihn gefragt? War eure Flucht auch sein Plan?“ Jörg druckste herum, aber Vater Anselm nahm ihm die Antwort nicht ab, er wartete geduldig. „Nein, ich glaube, ich habe ihn nicht gefragt, ich habe mir alles so schön vorgestellt und da es so begeisternde Träume waren, dachte ich, daß Jesus bestimmt nichts dagegen hätte.“ Aber man hörte Jörgs Stimme an, daß er sich nun dabei gar nicht mehr so sicher war.

„Bevor ich dir deine Strafe aufgabe, muß ich etwas ausholen. Ich glaube nämlich, ihr seid der Wirklichkeit ausgewichen, als ihr euch auf die Socken gemacht habt. Die Freiheit, die ihr sucht, gibt es nur in euren Vorstellungen. Ihr habt euch etwas ausgemalt und das für die tatsächliche Freiheit gehalten, aber das war ein Traum, eine Seifenblase. Das, was ihr als Zwang und Gefängnis bezeichnet habt, das ist die Realität des Lebens, der ihr nicht ausweichen könnt. Ihr müßt eure Freiheit hier in dieser Wirklichkeit finden, nicht in euren Träumen. Ihr müßt die Freiheit inmitten des Klosters entdecken. Deshalb verlange ich von dir, Jörg, daß du in der Bibel die Stellen nachschlägst, die von Gehorsam reden. Und ich will von dir hören, wie Gehorsam und Freiheit zusammengehören.“ Jörg nickte, das war aber eine schwere Aufgabe, wie sollte er diese beiden unterschiedlichen Begriffe zusammenbringen? Vater Anselm merkte das Zögern des Jungen. „Ich gebe dir einen Hinweis: Jesus ist die Freiheit und wen Jesu frei macht, der erlebt die totale Freiheit. Jesus schenkt aber nur den Menschen diese Freiheit, die sich total mit ihm verbinden, die ihm gehorsam sind und ihm nachfolgen. So, nun denkt darüber nach! Morgen will ich die Ergebnisse eurer Arbeit sehen.“ Damit entließ er sie mit einem freundlichen Händedruck.

Jörg machte sich sofort an die Arbeit. Nach einigen Stunden hatte er folgendes geschrieben: „Jesus war gehorsam, er hat auf die Freiheit verzichtet und sogar den Tod auf sich genommen. Wir sollen genauso handeln wie er, wir sollen auf unsere Freiheit verzichten und ihm nachfolgen, darin erfahren wir die größte Freiheit. Wir sollen jetzt auf die Freiheit verzichten, daß wir sie im Himmel haben können. Wie können wir das? Wir können das nur, weil Jesu uns dabei hilft. Er macht uns von unserem Wunsch nach Freiheit frei. Er macht uns fähig, daß wir verzichten können, dadurch sind wir stark, denn wer verzichten kann, ist unabhängig. Und diese Unabhängigkeit ist mehr als äußere Freiheit, sie ist stärker als alle Gefängnisse der Welt.“

Jörg war mit seiner Arbeit zufrieden, er las sie Marco vor. Der erwiderte nachdenklich: „Das klingt gut, aber ich verstehe nicht alles, das ist mir zu kompliziert. Aber ich glaube, du hast recht.“

Am Abend marschierten sie zu Vater Anselm, den sie in seiner Zelle fanden, in einem Buch lesend. Gemeinsam gingen sie in das Sprechzimmer.

„Nun wie sieht es aus?“ Beide legten die Blätter mit ihrer Aufgabe vor, Vater Anselm las sie in aller Ruhe gründlich durch. Dann schaute er die beiden nachdenklich an.

„Es ist gut, was ihr schreibt, es gefällt mir. Aber wie wird das praktisch?“ Er zögerte, so als ob er seine Gedanken noch einmal prüfen müßte. „Ich habe eine Frage an euch: Wollt ihr hier bleiben? Ich stelle es euch frei, ihr könnt gehen oder bleiben! Wenn ihr aber bleibt, dann bleibt freiwillig hier, dann verzichtet ihr freiwillig auf die Freiheit. Dazu müßt ihr euch entschließen und nicht nur jetzt, weil es gerade einfacher scheint, hier zu bleiben, sondern immer und immer wieder. Ich gebe euch einen Schlüssel der Klosterpforte, so daß ihr jederzeit gehen könnt. Ihr müßt nicht hier bleiben, es zwingt euch niemand dazu. Wenn ihr bleibt, dann ist es euer eigener Entschluß. Und ihr werdet feststellen, daß in dieser Wahlmöglichkeit eure Freiheit liegt. Wenn ihr hier bleibt, in der Begrenztheit unseres Klosters, dann werdet ihr eine tiefe und befriedigende Freiheit finden.“

Den beiden schwirrte der Kopf. Sie bekamen einen Schlüssel? Sie waren frei? Sie konnten sich selbst entscheiden?

„Aber macht euch diese Entscheidung nicht zu einfach“, ermahnte sie Vater Anselm zum Schluß, „ihr dürft nicht bleiben, weil es der bequemste Weg ist, das ist kein Grund. Ihr müsst euch fürs Bleiben entscheiden, wenn ihr überzeugt seid, daß das Jesus von euch möchte. Denn dann hilft er euch auch dabei, diese Entscheidung durchzuhalten.“ Dann händigte er den beiden tatsächlich einen Schlüssel aus. Einen Schlüssel, den sie in ihrer ganzen Zeit im Kloster niemals brauchten, der aber immer griffbereit über ihrem Bett hing. Er war das Zeichen ihrer Freiheit, das sie immer vor Augen hatten. Sie waren frei und nur an ihr eigenes Gewissen gebunden. Das erfüllte sie mit Selbstbewußtsein und Kraft. Sie entschieden sich fürs Bleiben und taten es freiwillig und selbstbewußt.

Auf dem Rückweg von Vater Anselm durch die langen Gänge des Klosters hätten sie tanzen und springen können. Sie waren hier inmitten dieses alten und ehrwürdigen Klosters so frei wie ein Vogel auf dem Dach. Sie waren frei, weil sie sich aus freien Stücken dafür entschieden hatten zu bleiben. Sie waren frei, weil sie sich selbst und Jesus gehörten und sonst niemanden und deshalb die äußeren Bedingungen nicht das Entscheidende waren!

Liebe Tochter,

in diesem Abschnitt des Lebens geht es um das Lernen und das bedeutet immer auch, sich einzufügen und die eigenen Interessen nach hinten zu schieben. Und lernen bedeutet nicht nur, sich Wissen anzueignen, sondern mehr noch: lernen zu Verzichtern und die eigene Freiheit aufzugeben. Auf der einen Seite ist es nötig, sich selbst zu behaupten und auf der anderen Seite aber auch, sich unter- und einzuordnen. Du bist auch sehr freiheitsliebend und lehnst Dich gern gegen alles auf, was Dich einengt. Was Du wohl in dieser Strafarbeit von Vater Anselm über Freiheit und Gehorsam geschrieben hättest? Ob Du den Glauben an Jesus als Fessel oder als Befreiung bezeichnet hättest? Ich wünsche mir, daß Du in jeder Situation Deine innere Freiheit und Unabhängigkeit entdeckst und leben kannst, daß Du mit einer großen Sicherheit und Ruhe, die von innen kommt, auch in bedrängenden Situationen sagen kannst: Ich bin frei!

Natürlich ist es schön, Pläne zu schmieden und Träume zu träumen. Aber das Wichtigste ist, daß Du Dir selbst und der Wirklichkeit nicht davonrennst. Den Kopf in den Sand zu stecken, mag vielleicht kurzfristig wie die große Freiheit aussehen, aber in Wirklichkeit machst Du nur die Augen zu und siehst gar nichts. Und wer nichts sieht, kann nicht handeln – und ist in Wirklichkeit der Gefangene, der nicht frei ist, denn nicht er tut etwas, sondern die anderen schieben ihn hin und her.

Ich fürchte, daß mir dieser Abschnitt nun etwas zu philosophisch geraten ist. Ich hoffe nicht, daß Du nun sagst: Mein Papa hat aber komische Gedanken, er dreht sich immer im Kreis und es wird nicht klar, was er sagen will. Gut, gut, das gehört eben ein Stück zu mir. Ich

philosophiere gern. Aber noch lieber würde ich gern mit Dir darüber reden. Nicht nur einmal, sondern immer wieder. Ich will erkennen, was Du unter Freiheit verstehst, damit ich Dich verstehe. Und vielleicht gelingt es uns miteinander, daß wir uns nicht im Kreis drehen, sondern daß wir vorankommen und noch mehr von der herrlichen Weite und Freiheit der Kinder Gottes erfahren und erleben.

Ich freue mich auf diesen Weg in die Freiheit mit Dir!

Und ich grüße Dich als einer, der auch immer wieder seine Freiheit sucht und findet, so bin ich eben,

Dein Papa.

4. Bild:

Die Stadt

Der Einzug

Der Lärm der großen Stadt umbrandet mich. Ich bin dorthin gegangen, wo die Hektik am größten ist. Nach der Abgeschlossenheit des Klosters war das ein Wechsel wie Tag und Nacht. Aber ich wollte ganz bewußt zu den Menschen. Ich wollte hinein in die Welt und an den Platz wo die Not und das Elend am größten sind, als Bruder der Menschen, als einer, der die Last dieser Welt auf sich nimmt.

Meine Klausur habe ich im Osten der großen Stadt gewählt, gleich neben dem riesigen schwarzen Gaskessel. Hier sind die Siedlungen der Arbeiter neben den stinkigen Fabriken, lange Reihenhäuser eng gebaut ohne viel Grün – ein Gebiet, das nicht wohnlich und schön ist, sondern Gewalt, Haß und Ablehnung atmet. Hier inmitten dieses Elends wollte ich sein, ein Diener, der den Menschen hilft und ihnen die Liebe Gottes bringt.

Ich habe eine kleine Wohnung an einem Seitenkanal des Flusses, sie ist nur eine Hütte, die an den Abhang gebaut ist, die Abwässer fließen direkt in den Kanal und unten tummeln sich die Ratten. Hier bin ich zuhause, hier bin ich glücklich, ein Bruder der Menschen, am letzten Platz, ganz einfach, ganz unauffällig und verborgen.

Dort lebe ich die Liebe Gottes, inmitten des Elends repräsentiere ich sein Herz. Es gibt eine kleine Kapelle am Rande der Siedlung, eine Insel des Lebens inmitten des Todes. In diesen Raum der Stille und der Andacht können die Menschen einkehren, damit sie das lebendige Wasser Gottes finden, das sie erfrischt und erquickt in der Härte ihres Alltags. Zum Zeichen für die immerwährende Liebe Gottes fließt ein kleiner Bach durch diesen Raum. Er entspringt aus einer kleinen Höhle unter dem Kruzifix, schlängelt sich der Wand entlang, fließt dann in ein kleines Becken, um von dort hinunter zu strömen zu einem kleinen Bassin, das sich mitten im Raum befindet.

Dort werden Menschen getauft, die dabei erleben, wie Gott allen Dreck abwäscht und sie als neue, geheiligte, strahlende Menschen aus dem Bad entsteigen. Diese Kapelle heißt „Ort des lebendigen Wassers“. Er ist eine Herausforderung für die, die mit ihrer Bierflasche in der Hand den Feierabend verbringen und sich nach einer anderen, tieferen Erfrischung sehnen, nach einer Erquickung für Leib und Seele.

Die Stadt ist wie eine gewaltige Wüste. Sie ist heiß und bedrückend, die wabernde Hitze liegt schwer auf den Gemütern. Wer aufmerksam ist, hört ein gewaltiges Stöhnen. Hektische Aktivität und viel Lärm um nichts will dieses Elend verdrängen, alles tut so, als wäre das Leben lustig und unbekümmert, ein permanenter Spaß. Das ist ein Lüge. Der Boden ist trocken, die Menschen haben Durst, sie haben keine Wurzeln, die in die Tiefe reichen, und sind wie ausgedörrt. Ich muß mir nur die Gesichter der Menschen anschauen. Da sitze ich dann auf dem großen Platz und sehe sie an mir vorbeieilen. Verschlussene, trübe Gesichter, müde Augen und ein verkniffener, verbitterter Zug um den Mund. Sie sind auf der Suche nach etwas, wissen aber nicht nach was, sie haben keine Hoffnung, aber geben sich zuversichtlich. Sie sind Schauspieler in einem zweifelhaften Stück, denen ihre Rolle nur mühsam gelingt. Der Tod lauert an jeder Ecke, aber sie wollen ihn nicht sehen. Sie schauen nicht um sich, das tue nur ich. Denn es wäre zu riskant, einen Blick in die Umgebung zu werfen, man könnte ja dabei die Wahrheit sehen!

Neulich ging ich in Richtung Ostendplatz, als ich einen Knall und gleich darauf ein knirschendes Geräusch hörte. Als ich um die Ecke bog, wankte mir ein Mann entgegen, er war blutüberströmt, sein Blick war glasig abwesend. Er stolperte auf mich zu und fiel mir dann in die Arme. Warum mir? Die anderen Menschen taten so, als hätten sie nichts gesehen, obwohl das verbeulte Motorrad mitten auf der Straße lag. Das Benzin gluckerte auf die Straße, das war ein größeres Problem als dieser schwerverletzte Mann. Ich hockte mich mit ihm auf den Bürgersteig, seinen blutenden Kopf auf dem Schoß – nachher waren meine Kleider blutverschmiert. Er schrie, obwohl er offensichtlich nicht bei Bewußtsein war:

„Mama, Mama!“- der große kräftige Mann schrie nach seiner Mama! Einige Passanten standen herum und gafften. Es dauerte lange, bis ich jemanden dazu bewegen konnte, den Krankenwagen anzurufen. So ist die Stadt!

Oder dann, in jener Nacht, vor nicht langer Zeit, wurde ich wach durch die Sirenen der Feuerwehr. Ich stand auf und konnte sehen, wie ein Haus in der Siedlung brannte. Es war eine brenzlige Situation für die anderen Wohnungen, denn hier steht alles dicht an dicht. Die Feuerwehr hatte viel zu tun. Dann machte auf einmal die Meldung bei den Umstehenden die Runde, daß sich noch ein Mensch in dem brennenden Haus aufhielt. Kurz darauf wurde eine verkohlte, schwarze Gestalt auf einer Bahre aus dem Haus getragen. Sie lebte noch, aber nicht mehr lange. Alle waren entsetzt, es war ein furchtbarer Anblick. So ist die Stadt!

Oder der junge Mann, der vor mir aus einer Gaststätte taumelte, zusammenbrach und mit lautem Stöhnen beständig den Kopf auf den Asphalt knallte. Er wehrte sich mit Händen und Füßen, um nicht in den Krankenwagen verladen zu werden.

So ist die Stadt! Eine Zusammenballung von Not und Elend, eine Anhäufung von Dreck und Schuld.

Neben mir wohnte eine junge Frau. Sie wurde nachts von Männern besucht. Ich hörte ihr Schreien und Stöhnen. Tagsüber schlief sie. Wenn ich sie sah, hatte ich den Eindruck, daß sie nicht wirklich lebte, blaß und den Blick trübe und verschleiert, als könnte sie sich nur mit Drogen über Wasser halten.

So ist die Stadt! Sie ist eine Wüste, ein trockenes und ausgedörrtes Land. Deshalb bin ich da, um hierher das Wasser des Lebens zu bringen. Um das Elend der Menschen zu teilen, ein Bruder aller – wie Jesus. Auf dem letzten Platz ist seine Liebe am stärksten, hier ist er, selbst ein Armer unter Armen, ein Geschundener unter Geschundenen, einer, der den Tod erlebt hat und deshalb das Sterben der Menschen kennt. Das ständige Sterben.

Das Leben

Wie kann ich es aushalten am Ort des Sterbens? Ich gebe zu, daß es mir schwerfällt, hier auszuharren. Bald bin ich selber ausgetrocknet und müde, selbst ein Sterbender. Das Elend greift nach mir und macht mich zu einem willigen Opfer. Ich bin oft sehr müde und ausgelaugt. Habe ich mir zu viel aufgeladen?

Ich habe mir ein Zimmer außerhalb der Stadt gemietet. Dorthin kann ich mich zurückziehen, wenn mir die Stadt zu schwer wird. Hier finde ich Ruhe, ist es still, ist die Welt noch in Ordnung. Ich erfahre die Natur, spaziere durch den Wald und erfreue mich an saftigen Wiesen und bunten Blumen. Aber ist das die Realität? Ist das nicht Flucht vor dem Grauen, das mich täglich umgibt? Bin ich meiner Berufung untreu, wenn ich mich zurückziehe? Die Menschen der Stadt können es nicht. Sie suchen Entspannung und Leben an anderen Stellen: im Kino, im Theater und bei anderen Vergnügungen, die ihnen den kurzen Eindruck eines unbeschwerten und herrlichen Lebens geben. Verrate ich diese Menschen, wenn ich es ganz anders mache? Habe ich nicht den Anspruch, genauso zu sein wie sie? So bin ich oft auch hier draußen, weit ab von der Stadt, leer und unruhig. Ich finde nicht zu mir und zu Gott. Gott, wo bist du? Jesus, wo ist dein Platz – und wo ist mein Platz?

So bin ich hier draußen nicht am richtigen Ort und es drängt mich zurück in die Stadt, und wenn ich in der Stadt bin, dann ist es mir zu schwer, dort zu leben inmitten der Not, die selbst an mir nagt, und ich sehne mich nach der Stille und Einsamkeit.

Ich will das Leben bringen und sehne mich selbst nach dem Leben!

Schaue ich nach dem Leben aus, dann sehe ich Menschen. Nein, ich muß genauer sein. Ich suche das Leben – und ich sehe die Mädchen. Wie sie lachen, unbeschwert einander begegnen, fröhlich sind, sich in ihren bunten Kleidern zeigen. Sie sind durch und durch ein Ausdruck des Lebens, das mir fehlt. Sie faszinieren mich. Ich kann nicht genug bekommen

sie zu sehen. Sie sind so anders, sie scheinen nichts gemein zu haben mit dem Schmutz, den ich sehe. Ihr fröhliches Lachen übertönt das Stöhnen der Stadt. Hier ist das Leben, es zieht mich an wie ein Magnet. Ich komme mir vor wie eine Wüstenblume, die nach Wasser lechzt, die an diesem Leben Anteil haben möchte.

Ich bin gern in ihrer Nähe, aber es fällt mir schwer, mit ihnen zu lachen. Ich komme mir dann so hölzern und unbeholfen vor, ein Vertreter der Wüste, staubig und verschwitzt, ein Fremdkörper in dieser lockeren, unbefangenen, frischen und duftenden Gemeinschaft. Hier finde ich Leben. Aber ist das auch Leben für mich?

Das Mädchen

Ich begreife, daß ich ein Mann bin. Das war mir bisher noch nicht so klar. Ich merke es erst, seitdem ich ihr begegnet bin. Sie hat ungeahnte und erschreckende Kräfte in mir geweckt. Eigentlich will ich ja der Bruder aller sein, nun bin ich ihr Freund und spüre, wie alles andere nicht mehr so wichtig ist, wie alles in mir nur noch auf sie konzentriert ist. Ich fühle mich wie gefesselt von ihrer Schönheit und ihrem Charme. Ich genieße dieses Angebundensein und gleichzeitig bringt es mich in Panik. Was tue ich nur? Wenn ich mich frei mache von ihren Umarmungen und mich aus dieser Beziehung löse, dann bin ich allein und ohne diese Quelle verdurste ich. Ja, ich spüre einen Durst in mir, ein starkes Verlangen nach diesem Wasser. Ich will in ihre Frische eintauchen und als neuer Mensch daraus hervorgehen, gestärkt, glänzend, strahlend, der Held in ihren und meinen Augen. Aber was geschieht? Ich trinke von dem Wasser, genieße es, kurz prickelt es auf der Zunge, ist wie elektrisierend, aber dann ist es doch schnell schal und lauwarm. Ich möchte es ausspucken. Mir wird übel und ich schäme mich vor mir und vor ihr.

Ich tauche hinein in dieses Bad des Glücks, es ist herrlich und belebend, aber dann tauche ich auf und ich bin müde und wie zerschlagen, schäme mich meiner Nacktheit und daß ich mich ausgeliefert habe. Ich komme mir bloßgestellt und wund vor. Ich habe mein Innerstes gezeigt, mein tatsächliches Verlangen und Sehnen und habe mich dabei verletzlich gemacht. Ich bin nicht anders als die anderen Menschen. Ich bin nicht anders als die Stadt, ich bin genauso. In mir klopft und pocht das gleiche Verlangen, die Gier nach mehr, die Sucht nach Sinn und Zufriedenheit, ich befriedige mich genauso an den Dingen, die keinen Frieden bringen, wie die anderen Menschen auch. Dabei bin ich doch in die Stadt gegangen, um das lebendige Wasser zu bringen und nun trinke ich selbst vom abgestandenen, brackigen Wasser der Stadt. Nein, es ist nicht nur das eine Mädchen, das mich verführt und aus meiner Verslossenheit herauslockt, das mich aufknackt wie eine Nuß und mich dann ohne Schale nur mit dem weichen Kern zurückläßt. Es sind viele Mädchen. Jede ist ganz anders und ganz einzigartig, neu verlockend und reizend. Es ist ein Tanz, der immer und immer wieder neu beginnt. Ich will gar nicht tanzen. Ich schaue nur zu, es ist schön zuzusehen, aber dann strecken sich mir die Hände entgegen, ich werde in den Kreis hereingezogen. Zuerst mache ich widerstrebend mit, wehre mich schwach dagegen, aber dann lasse ich es zu. Ich werde mit herumgewirbelt, zuerst langsam, dann immer schneller. Ich verliere meine Überlegenheit, meine Sinne schalten sich aus, ich tanze nur noch, bis mir schwindelig ist, drehe mich im Kreis, werde umkreist und umkreise andere, berühre und genieße die Berührung. Die samtene Lust, die auf- und abschwilt, die Musik, die mich bis in die letzte Faser meines Lebens durchdringt, mich aufregt und verzückt. Ich lebe und genieße das Leben, ich spüre, wie mein Herz klopft und alles in mir in Erregung gerät, ich spüre mich. Das ist das Leben! Jetzt erfahre ich meine Kraft und Vitalität auf ganz tiefe Weise. Und dann – nach dem Tanz? Dann bin ich müde und erschöpft, zerschlagen und tot. Das Leben ist aus mir gewichen, es war nur ein kurzer Moment, in dem ich das Leben in der Hand hatte und spüren konnte. Jetzt ist nichts mehr da. Ich bin leer und hohl, ausgetrocknet und durstiger als vorher.

Sie schmecken gut, diese süßen Küsse, sie machen Durst auf mehr, sie stillen nicht das Verlangen, sondern wecken es. Dieser rote Mund ist wie ein Brunnen, aber ich trinke und werde nicht satt. Die Umarmungen sind köstlich, ich verliere mich in dieser warmen Nähe des weichen Körpers, löse mich auf und bade darin. Ich muß nicht mehr ich selbst sein in den Armen des Mädchens. Ich bade in ihrer Zärtlichkeit, sie hüllt mich ein wie in ein weiches Tuch. Aber nachher komme ich mir schmutziger vor als vorher. Und die Umgebung läßt mich frösteln. Nach ihrer Wärme spüre ich die Kälte und den scharfen Wind nur noch mehr. Das ist nicht ihre Schuld, das ist meine Verlorenheit. Ich habe mich noch nicht gefunden, dabei will ich alles geben.

Einsamkeit

Dann gehe ich durch die Straßen der großen Straßen und Einsamkeit überfällt mich. Ich komme mir so verloren und allein vor. Ich laufe herum, schaue die Menschen an, bin angezogen und gleichzeitig abgestoßen von ihrem Elend, ich bin auf der Suche. Wie ein Irrer hetze ich herum und suche irgendetwas. Ja, was suche ich eigentlich? Ich bin auf der Suche und weiß nicht einmal, was ich suche. Ich schaue in die Auslagen der reichen Geschäfte. Es wäre schön, das alles zu haben. Wenn ich Geld hätte, dann könnte ich mir vieles leisten, dann wäre ich jemand, dann könnte ich mir beweisen, daß ich erfolgreich bin. Bin ich auf der Suche nach Erfolg, nach Bestätigung und Anerkennung? Will ich den Menschen beweisen, wie gut und edel ich bin, um ihre Zustimmung zu bekommen?

Ich blicke in die Schaufenster und sehe mich: mit wirrem Haar, Ringen unter den Augen, unzufrieden und verzweifelt. Jetzt weiß ich es: Ich suche nach mir! Ich suche mich selbst, ich will heraus aus dem Schneckenhaus, ich will Teil eines großen Ganzen sein, ein Mensch unter Menschen. Und doch stehe ich hier ganz allein auf der Straße und sehe, wie das Leben an mir vorbeiläuft. Das Leben? Ich suche nach Liebe, nach Wärme, nach Nähe und doch habe ich gleichzeitig Angst davor und renne davon, flüchte mich in die Einsamkeit. Ein Dilemma, dem ich nicht enttrinnen kann!

Ja, ich bin einsam. Ich bin ein Klausner inmitten der Stadt. Ich bin stolz darauf, ganz allein zu sein. Ich gehöre nicht dazu, ich bin ganz anders als ihr alle! Auch wenn ich hier stehe inmitten des Lärms der Stadt, bin ich ein einsamer Einsiedler in einem Raum der Stille. Hier mitten in der Stadt steht meine Klause und diesen Ort betrete nur ich, hier hat der hektische Trubel der Stadt nichts verloren. Es ist mein Hoheitsgebiet, hier wohne nur ich, ganz allein.

Die ganze Zeit während ich hier stehe und meinen schweren Gedanken nachhänge, hat mich ein junger Mann beobachtet, ohne daß ich es gemerkt habe. Er kommt nun auf mich zu und spricht mich an: „Hallo Bruder, ich glaube wir sind verwandt. Nein, keine leibliche Verwandtschaft – eine Herzensähnlichkeit.“ Er lacht mich fröhlich und offen an. Ich bin verblüfft, aber der andere gefällt mir. „Ich glaube, du gehörst zu uns“, sagt er weiter, „komm doch mit, du wirst dich bei uns wohl fühlen. Du mußt hier nicht allein herumstehen. Es ist besser, in Gemeinschaft zu sein.“ Ich bin wie betäubt. Er hat recht, wie hat er mich erkannt, wie hat er nur meine Gedanken erraten? Ich gehe mit ihm. Nicht weit entfernt führt er mich in ein großes Haus, dort lebt er in einer Gemeinschaft. Es geht eine breite Treppe hinauf, dann betreten wir große Räume, sie sind freundlich eingerichtet, überall gibt es Sitzgruppen und kleine Tische. Wir lassen uns auf gemütlichen Polstersesseln nieder. Ein junges Mädchen fragt freundlich, ob wir etwas trinken wollen. „Oh ja, gern“, sage ich etwas benommen. Ich weiß nicht, wie mir geschieht. Sie huscht davon und bringt bald darauf einen Kaffee und ein Glas Saft. Beides stellt sie vor mich hin. Der junge Mann lächelt mich immer noch freundlich an. Alle sind freundlich und zuvorkommend, einladend und nett. Wir kommen miteinander ins Gespräch – nein, er führt das Gespräch, aber so, daß es nicht aufdringlich ist. Auch wenn ich nichts sage, fühle ich mich ernst genommen und habe das Gefühl, zutiefst verstanden zu

werden. „Wir nennen uns Kinder des Lichts“, erklärt der junge Mann, „wir haben das Licht in uns aufgenommen, das Gott ausstrahlt, und nun geben wir es weiter. In unserer Zeit herrscht so viel Dunkelheit, deshalb ist Licht dringend nötig.“ Ich stimme innerlich zu. „Wer zu uns kommt, bekommt auch dieses Licht. Er wird im Licht der Herrlichkeit Gottes gebadet, dann ist er ganz hell und durchscheinend.“ Mich schaudert. „Schon wieder ein Bad?“, denke ich, aber ich sage nichts. Allmählich wird es mir trotz der großen Räume zu eng. Ich beobachte, wie freundlich die Menschen hier miteinander umgehen, sie nicken sich zu, sie hören aufmerksam, was der andere sagt, bestätigen und lachen. Das wirkt plötzlich sehr unwirklich auf mich. Ich komme mir vor wie in einem Film, in dem die Menschen in übertrieben höflicher Weise aufeinander eingehen. Das kann doch nicht das wahre Leben sein, das ist doch Show und Lüge! Meine inneren Stacheln stellen sich. Nein, das ist mir hier zu betont freundlich, unecht und schwülstig. Ich springe auf und haste zum Eingang, andere eilen mir hinterher. Rechtzeitig kann ich die große Tür öffnen, ich springe die Treppe hinunter. Sie rufen etwas hinter mir her, ich verstehe nicht was. Erst ein paar Straßen weiter bekomme ich wieder Luft. Da fällt mir ein, daß ich meine Tasche dort gelassen habe. Sei's drum, es war sowieso nur die Tageszeitung darin.

Nein, für eine solche Gemeinschaft bin ich nicht geschaffen, da bleibe ich doch lieber ein einsamer Einsiedler, der nur für sich lebt. Aber ich bin durcheinander und aufgewühlt. Wie kann ich die Einsamkeit tragen? Nun ist sie noch schwerer für mich geworden. Ich kann es nicht einmal in meiner kleinen Wohnung am Kanal aushalten. Ich hole meinen Schlafsack und lege mich in der Nacht in den Park unter einen Baum, dort habe ich wenigstens das annähernde Gefühl, in meiner Einsamkeit nicht ganz allein zu sein, die ganze Nacht sind hier Menschen unterwegs und wenn es die Polizeistreife ist, die mich nachts weckt und meinen Ausweis sehen will.

Am Morgen wache ich auf und stelle fest, daß ich unter dem Schlafbaum einer Vogelkolonie genächtigt habe. Mein Schlafsack ist über und über mit dem Kot der Vögel verkleckert.

Die Aufgabe

Gleichzeitig widmete ich mich in dieser Situation meinen Aufgaben in der „Kapelle zum lebendigen Wasser“. Hier gab es viel zu tun, täglich kamen Menschen mit irgendwelchen Anliegen in unsere Einrichtung. Wir waren ein kleines Arbeitsteam und boten Dienstleistungen aller Art an. Die Menschen unserer Umgebung hatten zunächst gezögert, uns aufzusuchen, weil sie mißtrauisch waren. Sie befürchteten, ausgenutzt oder übers Ohr gehauen zu werden. Wo gab es denn so etwas in der großen Stadt, daß Menschen anderen ganz uneigennützig dienten und ihre Kraft anderen zur Verfügung stellten? Da mußte doch etwas anderes dahinter stecken. Aber wir blieben dran und boten beharrlich unsere Dienste an. Und wenn die Leute nicht zu uns kamen, so gingen wir zu ihnen.

Ich machte mich auf den Weg zu den Spielplätzen in einer Siedlung und sprach mit den Kindern. Auch sie waren mißtrauisch und es brauchte eine lange Zeit, bis sie sich an mich gewöhnt hatten. So stand ich zunächst einfach da, schaute ihnen zu und sprach mit ihnen, wo es möglich war. Als sie dann Zutrauen zu mir gefasst hatten, lud ich sie in unsere Kapelle ein. Dort hatte ich ein kleines Programm vorbereitet, das sie gern annahmen. Vor allem faszinierte sie der Bach, der durch die Kapelle floß, hier spielten sie am liebsten, planschten, spritzten sich naß oder ließen irgendwelche Schiffe schwimmen. Es waren Kinder unterschiedlicher Nationalitäten, die auf diese Weise bei uns vorbeikamen. Die wenigsten kamen aus einem christlichen Hintergrund. Aber immer wieder mußte ich ihnen erklären, warum der kleine Bach unter dem Kreuz an der Wand entsprang. Sie hörten gern zu und nahmen meine Erklärung mit großem Ernst auf. Es freute mich, wenn ich so zu ihnen reden konnte. Ich erzählte ihnen Geschichten aus der Bibel so, daß sie erst zum Schluß mitbekamen, daß es eine biblische Geschichte war. Sie lachten dann, nahmen es mir aber nicht übel. Das Vertrauen

wuchs und ihre Offenheit tat mir gut. Ich spürte, wie sie mir mit ihrer Liebe ganz unvoreingenommen entgegenkamen. Ich erlebte ich Annahme, Bestätigung und Wertschätzung. Ich bekam mehr als ich gab. Das war eine Liebe, die mich aufbaute und nährte, ihre Fragen zeigten mir, daß ich am richtigen Platz war. Ich konnte Antworten geben. Ich war wichtig für sie!

Bis sie eines Tages ausblieben. Die Kinder, die ich dann noch auf dem Spielplatz traf, sagten mir vorsichtig, daß ihre Eltern ihnen verboten hätten, zu uns zu kommen. Wir hätten einen anderen Glauben als sie. Ich war traurig und verletzt, ein wichtiger Inhalt meines Lebens, ein Teil meiner Berufung wurde mir dadurch genommen.

Aber ich hatte ja noch andere Bereiche meines Dienstes, die ich ausbauen konnte und die meinem Leben in der Stadt einen Sinn gaben. Mit ein paar Jugendlichen zusammen hatten wir einen Kellerraum unserer Kapelle zu einem Jugendraum umgebaut. Es war eine richtige Gruft geworden, die die Jugendlichen gern aufsuchten. Sie brachten ihre Musik mit, wir hockten zusammen herum und ließen uns die Ohren volldröhnen. Sie kamen mit ihren Mofas, brachten ihre Freunde und Freundinnen mit, mit denen sie dann eine „Parties“ – wie sie es nannten - feierten. Mich duldeten sie dabei wohlwollend. Ab und zu wurde ich angesprochen, wenn es Probleme mit der Familie, mit der Freundin oder in der Schule gab. Der eine oder andere hatte auch bereits mit Gerichtsangelegenheiten zu tun und bat mich um einen Rat oder sogar um meinen Beistand, wenn es zu einer Verhandlung kam. Wir sprachen miteinander über die Gefahren des Alkohols und anderer Drogen und hatten manche Auseinandersetzung miteinander. Sie versprachen mir, sich an das Alkoholverbot zu halten, das für diesen Raum galt. Und sie nahmen es mir auch nicht übel, wenn ich eine Schnapsflasche entdeckte und konfiszierte. Das gab regelmäßig ein großes Hallo, hatten sie mich doch wieder einmal nicht austricksen können. Schwieriger war die Geschichte mit den Beziehungen zwischen Jungen und Mädchen. Sie wollten bald mehr als nur sich umarmen und küssen und die alten Sofas, die wir vom Sperrmüll besorgt und in den Jugendraum gestellt hatten, waren so einladend. Ich war in dieser Angelegenheit etwas hilflos und fürchtete, daß mir alles aus der Hand gleiten wollte. Wie konnte ich ihr Vertrauen erhalten und gleichzeitig Grenzen setzen? Dann kam der Tag, an dem die Polizei, aufgehetzt von Nachbarn, denen der Motorradlärm vor der Kapelle zu viel geworden war, in unserem Jugendraum eine Razzia veranstaltete und tatsächlich bei einigen Jugendlichen Rauschgift fand. Sofort wurde der Jugendraum geschlossen. Nun war leider auch diese Arbeit zu Ende. Die Jugendlichen trafen sich wieder an ihren eigenen Plätzen auf den Straßen der Stadt.

Dann lud ich junge Erwachsene ein, mit mir übers Wochenende weg zu fahren. Oft war ich in dieser Zeit so unterwegs. Mit einem gemieteten VW-Bus steuerten wir Freizeithäuser an. Den Teilnehmern tat es gut, daß sie einmal aus der Stadt heraus konnten, sie waren dankbar für dieses Angebot. Willig nahmen sie hin, daß ich immer auch ein Programmangebot machte. Mir lag es am Herzen, ihnen die Liebe Gottes zu verkündigen. Ich tat es oft mit sehr dürftigen Worten. Aber es kam bei den jungen Erwachsenen an, sie nahmen meine Predigten dankbar auf und wir hatten viele gute Gespräche. Ich war in meinem Element und war glücklich. Jetzt konnte ich das tun, was ich tun wollte. Ich hatte Erfolg mit meinem Dienst und konnte zusehen, wie Menschen zum Glauben kamen und sich veränderten. Oft fuhr ich am Sonntagabend mit einer müden, aber zufriedenen Freizeitgruppe heim und war selbst erschöpft aber glücklich. Singend und dankbar lieferte ich das Mietauto bei seinem Besitzer ab. An diesen Abenden fühlte ich mich nicht einsam und ausgelaugt, wenn ich in meine Klaus zurückkehrte, sondern aufgebaut und bestätigt.

Dann waren da natürlich noch die alten Menschen. Sie waren am dankbarsten, wenn wir uns um sie kümmerten. Und wir boten ja Dienstleistungen aller Art an. Sie kamen und baten mich, beim Einkauf behilflich zu sein oder übertrugen mir ihre Einkäufe. So kam ich in viele Wohnungen und konnte sehen, wie diese Menschen lebten: die vielen Fotos ihrer Familie auf der Kommode, alte Bilder von Männern in Uniformen, vertrocknete Blumensträuße,

Erinnerungen an liebevolle Augenblicke, abgestandene Luft und viel Staub auf der Vitrine. Es konnte sein, daß sie mich anschließend zu einem Glas Sekt einluden oder mir einen Likör anboten, was mir gar nicht gut bekam. Sie nahmen dann das Likörglas vom Regal, das schon lange nicht mehr benutzt war, so daß eine dicke Staubschicht auf dem Inhalt des Glases schwamm. Manche luden mich zum Essen ein, denn sie waren der Meinung, ich würde mich nicht richtig verpflegen. Dann wurde aufgetischt und ich wurde genötigt, kräftig zuzulangen. Ich durfte mir dann beim Essen nicht vorstellen, wie es in der Küche aussah und auch nicht zu ausführlich um mich blicken, sonst wäre mir der Appetit vergangen.

Bei einer Gelegenheit wurde ich auf eine alte Frau aufmerksam gemacht, die sich schon seit Wochen in ihre Wohnung eingeschlossen hatte. Weil sie ihre Rechnungen nicht mehr bezahlt hatte, waren ihr Gas, Strom und Telefon abgestellt worden. So saß die alte Dame in ihrer kalten und dunklen Wohnung. Als ich endlich mit viel Geduld bei ihr Einlaß fand – unsere ersten Gespräch verliefen nur durch den mit der Kette gesicherten Spalt an der Tür – stellte ich fest, daß sich der Müll von Wochen stapelte und er von Maden wimmelte und die Frau sich schon lange nicht mehr gewaschen hatte. Ihre Beine waren offen und die Fußnägel wuchsen bereits ins Fleisch. Ich überwand meinen Ekel, wusch der Frau die Füße und schnitt ihr vorsichtig die Nägel.

Als bei einem weiteren Besuch die Dame sagte: „Sie sind wirklich ein Diener“, berührte mich das tief. Ja, das wollte ich sein, ein Diener der Menschen. Einer, der die Not und die Last auf sich nahm und das trug, was die Menschen nicht selber tragen konnte. Dazu war ich in die Stadt gekommen, das war meine Berufung: ein Diener zu sein wie Jesus auch!

Die Berufung

Aber war das alles, war das wirklich meine Berufung? Tat ich das, was Gott von mir wollte? Trotz äußerer Erfolge war ich innerlich zerrissen. Wo wollte Gott mit mir hin? Ich wollte nicht zeitlebens der Liebling älterer Damen sein, die ich versorgte. Das Treffen mit den Kindern hatte aufgehört und die Jugendarbeit war ein Flop gewesen. Viele bescheinigten mir, daß ich in beiden Fällen zu unbedarft und zu naiv gewesen war und die Geschichte mit dem Rauschgift hatte sogar ein gerichtliches Nachspiel. Ich hatte mich zu wenig durchgesetzt, ich hatte die Sache nicht in der Hand – das wurde mir vorgeworfen. War es zu wenig, nur ein Diener zu sein? War es vielleicht gar nicht Gottes Berufung, hatte ich mir das selber eingeredet, vielleicht sogar aus einer eigenen Schwachheit heraus? Hatte ich, weil ich unfähig war, den Weg der Durchsetzung zu gehen, den „unteren Weg“ gewählt? Wollte ich ein Leben führen wie Jesus, weil ich kein eigenes Profil hatte? Suchte ich die Verborgenheit, weil ich selbst zutiefst unsicher war? Hatte ich mich auf den letzten Platz gesetzt, weil es mir an Mut fehlte, den ersten Platz zu belegen? Dann hätte es ja auch noch den zweiten und dritten Platz gegeben, aber ich begab mich ganz nach hinten. Nur nicht auffallen, nur nicht in Erscheinung treten: war das aus einem Gefühl der Minderwertigkeit heraus geboren?

Wenn ich mit den jungen Erwachsenen an einem Wochenende darüber reden wollte, winkten sie ab. Das war nicht ihr Thema. Sie brauchten etwas, was ihnen Halt gab, nicht meine skrupelhaften Zweifel. Also gab ich ihnen, was sie brauchten. Aber je mehr ich gab, desto leerer wurde ich selber.

Das Zimmer im Grünen hatte ich aufgeben, weil das ständige Pendeln zwischen der Gewalt der Stadt und der Harmonie der ländlichen Idylle nicht mehr auszuhalten gewesen war.

An einem Sonntag setzte ich mich in meiner Klausur hin und versuchte zu Papier zu bringen, wie ich meine weitere Zukunft sah. Ich hatte drei Möglichkeiten: Entweder ich werde zu einem Sozialrevolutionär. Dann prangere ich die ungerechten Zustände der Stadt an, beginne für die Lebensmöglichkeiten der Menschen hier zu kämpfen, begeben mich an die Front und kehre meine innere Unzufriedenheit nach außen. Ich werde zu einem Berufs-Motzer, der die

Menschen ermahnt, zu einem unbequemen Rebell und Aufrührer, der die Menschen aus ihrem bequemen und satten Leben aufschreckt.

Oder ich halte an meinem Idealismus fest, glaube an das Gute im Menschen und hoffe auf Veränderung. Ich bleibe hier, geduldig und willig als ein Lamm unter Wölfen, einer, der still erduldet und wie Jesus alles auf sich nimmt und darunter zerbricht, so daß einer zugrunde geht für viele.

Oder, als dritte Möglichkeit: ich resigniere, gebe auf, passe mich an, heirate, gründe eine Familie und führe ein Leben wie alle anderen auch. Ich gehe im Alltagstrott einer gut bezahlten Arbeit auf und tue, was man von mir erwartet. Das wäre doch die einfachste Lösung!

Aber alle drei Möglichkeiten, die ich mir notierte und durch den Kopf gehen ließ, schienen mir nicht richtig, sie paßten nicht zu mir. Gab es nicht auch noch eine vierte Möglichkeit? Wie konnte ich sie finden?

Ich schaute ratlos zum Fenster meiner Klausur hinaus. Drunter gurgelte das dreckige Wasser des Kanals, es stank brackig. Ja, genauso wie diese Wasser kam ich mir vor: eine trübe, unappetitliche Soße, von Schmutz durchsetzt, ungenießbar. Unter der Oberfläche des seichten Wassers hatte sich eine tiefe Schlammsschicht angesammelt. Ich wußte, daß der Kanal vor meiner Klausur einmal im Jahr abgeschlagen wurde und die Bulldozer der Stadtwerke hindurchfahren, um den stinkenden Schlamm zu beseitigen. Das war regelmäßig nötig. Das wäre auch bei mir nötig. Ich konnte meine Berufung, meinen weiteren Weg nicht finden, wenn das Wasser nicht wieder klar und sauber floß.

Das gab mir den Rest. Ich packte meine Sachen und fuhr zurück ins Kloster.

Die Einkehr

Die Rückkehr ins Kloster verlief sehr unspektakulär. Die Straße auf den Hügel war schnell geschafft, ich hatte nur ein kleines Bündel dabei. Als ich durch die Klosterpforte trat und vom Bruder begrüßt wurde, der Empfangsdienst hatte, war mir, als würde ich heimkehren. Es hätte mir nicht übel gefallen, wenn sich die Klostertüre gleich für immer hinter mir geschlossen hätte. Vor einigen Jahren war ich aus dem Kloster geflohen, nun war ich zurückgekehrt und war dazu bereit, für immer hier zu bleiben. Den Frauen würde ich gern entsagen, dann hätte auch dieser Bereich meines Lebens Ruhe. Ich würde in die Verborgenheit des Klosters eintauchen und wäre nicht mehr existent für diese grausame Welt, der ich mich so hilflos ausgesetzt fühlte. Ich wäre ein lebendig Begrabener – und das wäre gut so. Ich wäre ein Vergessener und nur Gott wüßte noch, daß es mich gab. Ich würde in der Versenkung verschwinden, die täglichen Gottesdienste feiern und nur noch das nötigste reden. Mit der Zeit würde aus mir ein weiser alter Mönch werden, der sich in den Heiligen Schriften auskannte und irgendwann würde ich sterben und ein Grab bei den anderen Mönchen auf dem Friedhof hinter der großen Kirche erhalten mit einem Kreuz, das aussah wie die anderen auch, ich wäre vergessen für immer. War das meine Lebens-Perspektive? Der Gastbruder wies mir eine Zelle im Gästetrakt zu. Nanu, war ich hier nur Gast, wollte man mich nicht behalten? Ich bat um ein Gespräch mit Vater Anselm. Ich mußte warten. In diesen Stunden durchschritt ich die langen Gänge wie früher und setzte mich in die große Kirche und versuchte mich in meinen Gedanken an meine Zeit hier im Kloster zurück zu versetzen, aber es wollte mir nicht gelingen. Es war seither zuviel geschehen. Ich hatte die große Stadt erlebt und nun bemerkte ich, daß diese Zeit nicht spurlos an mir vorüber gegangen war. Sie hatte mich gezeichnet, Wunden, Narben, einfach tiefe Spuren hinterlassen. Ich war nicht mehr unerfahren und unbedarft wie früher. Konnte ich das alles abstreifen und so tun, als hätte es diese Zeit nicht gegeben? Seltsam, in diesen stillen Stunden, in denen ich auf Vater Anselm wartete, waren die Erlebnisse der Stadt gegenwärtiger als je. Ich konnte nicht in die Verborgenheit eintauchen, weil das Getriebe der Stadt mich immer noch umgab. Ich saß hier,

schaute auf die Altäre und war doch in Wirklichkeit ganz wo anders. Der Lärm und die Hektik der Stadt brandeten zu mir herein, als wäre eine riesige Staumauer undicht und ein Schwall des Wassers würde mich überschütten, anstatt daß diese Mauer mich vor dem gewaltigen Druck, der dahinter lag, schützte.

Ich hatte das Gefühl: ich kann hier nicht sein und ich kann dort nicht sein. Ich hing dazwischen fest und konnte mich nicht bewegen und von beiden Seiten wurde an mir gezogen. Es schien mich schier auseinander zu reißen.

Endlich hatte Vater Anselm Zeit für mich. Er hörte sich meinen Bericht geduldig an, ich war schonungslos offen, redeten von meinen Plänen, die sich in Luft aufgelöst hatten, von meinen frommen Vorhaben, als Bruder der Menschen zu leben, von den Illusionen, die wie Seifenblasen zerplatzt waren und von dem Scherbenhaufen, vor dem ich nun stand, nicht wissend, wie es weitergehen sollte. Ich bat Vater Anselm, hier im Kloster bleiben zu dürfen. Er schwieg und sah mich nachdenklich an. Dann begann er leise: „Nicht zu wissen, was du tun willst, ist der schlechteste Einstieg ins Klosterleben, den du dir vorstellen kannst. Das ist kein Grund, um hier zu bleiben, du fliehst vom einen ins andere. Wenn du dort nicht bleiben kannst, dann kannst du es auch hier nicht. Wenn du dort in der Stadt nicht deinen Mann stehst, dann wirst du auch hier als Mönch nicht stehen können. Wenn dir das Leben als Bruder der Menschen zu schwer ist, dann wird es dir als Klosterbruder erst recht zu schwer sein. Wenn du mit dir selbst dort draußen nicht zurecht kommst, dann wirst du es hier auch nicht. Du hast hier nichts mehr verloren. Geh, geh, deinen Weg!“

Das klang hart und gnadenlos. So bestimmt und verletzend hatte ich Vater Anselm noch nie erlebt. Wollte er mich wirklich verstoßen? „Das geht nicht, ich weiß nicht, wo ich hingehen soll“, heulte ich auf, alles in mir ballte sich zu einem großen Schmerz zusammen. Ich hatte nichts mehr, ich war heimatlos und verstört. Aber Vater Anselm blieb bei seiner Meinung: „Dann gehe einfach, laufe los und suche dein Ziel.“ Und nach einem kurzem Zögern setzte er hinzu: „Der Herr wird mit dir sein!“ Ein schwacher Trost. Ich war verstoßen, erbarmungslos hinausgejagt in die Welt, mir selbst ausgeliefert, den Schrecken der Ziellosigkeit ausgeliefert. Vater Anselm stand auf, ich erhob mich ebenfalls. Durch die Tränen in meinen Augen sah ich sein Gesicht nur verschwommen. Lachte er? Er nahm mich kräftig in seinen Arm. Das tat gut. Ich wußte, daß ich nun in Zukunft diese Umarmung entbehren mußte. Es war ein letzter Gruß für lange Zeit. Ich wollte diese Umarmung hinauszögern und hielt ihn fest, aber er machte sich behutsam los, zeichnete mir das Kreuz auf die Stirn, erteilte mir den Reisesegen und ließ mich dann allein.

Die Wanderung

So war ich allein, hinausgestoßen auf die Straße. Nun war ich wirklich in der Wüste. Es war keine fromme Illusion, die ich mir selbst zusammengebastelt hatte, es war die rauhe Wirklichkeit. Das war kein faszinierendes Kokettieren mit der Einsamkeit, es war das Alleinsein pur. Es war kein Spiel, sondern harter Ernst.

Ich war unterwegs, ohne Ziel, ohne Hoffnung. In meiner Begleitung war nur ich selbst. Ich war mir ausgeliefert, auf Gedeih und Verderb. So lief ich los, raste tagelang auf endlosen Wegen durch die Landschaft, ohne zu sehen, wo ich unterwegs war. Es war ja auch egal, wohin ich ging. Und wenn ich mich verausgabte, dann konnte ich mich wenigstens vergessen und war nachts so müde, daß ich irgendwo unter einem Baum oder in einer Scheune schlafen konnte.

Ich führte endlose Selbstgespräche, diskutierte in meinem Inneren mit Vater Anselm, nannte ihn herzlos und brutal, jammerte mir selbst das Mitleid ins Ohr, um dann wieder auf alles zu pfeifen und der Welt den Rücken zu kehren: zynisch schleuderte ich dann der Welt mein „Dennoch!“ entgegen. Mancher, dem ich begegnet bin, mag sich gewundert haben über den jungen Mann, der murmelnd und schimpfend in einem Sturmschritt seinen Weg zog.

Dann türmten sich die Alpen-Berge vor mir auf. Das war mir gerade recht. So weit hinauf wie möglich, alles hinter mir lassen, weit fort zu sein. Der Aufstieg drosselte mein Tempo. Immer mehr nahm ich die Stille um mich herum wahr. Sie tat mir gut. Ich begegnete tagelang keiner Menschenseele. Wenn ich einen Gipfel erreicht hatte, genoß ich die Aussicht, wie herrlich war diese Weite, wie gut tat sie meiner erschöpften Seele. Den Grat überschritt ich ganz bewußt, wieder konnte ich ein Tal hinter mir lassen, um in das nächste hinauzusteigen. Sie waren wie messerscharfe Zäsuren, Abschnitte des Alten und Abstiege ins Neue. Ich hatte das Gefühl, daß ich mich meinem Ziel näherte. Das Wandern ging immer besser, die Selbstgespräche verstummten. Ich war endlich bei mir selbst angekommen. Nun hatte ich den Blick für meine Umgebung frei und konnte ich auch darüber nachdenken, was ich tun wollte. Wie von selbst begann ich zu beten. Ich fragte Jesus nach seinem Willen. Seltsam, in all den frommen Monaten in der Stadt, in denen ich der kleine Bruder Jesu sein wollte, hatte ich kaum mit ihm geredet. Ich war zu beschäftigt, dem Bild zu entsprechen, das ich mir gemacht hatte. Mein Schritt wurde langsamer. Manchmal verbrachte ich Stunden unter einem schönen Baum und genoß die Ruhe, die um mich war.

„Was ist die Zeit“, fragte ich mich dann, „was sind meine Fragen und Probleme, wenn ich hier sehe, wie alles seit Jahrhunderten fast unverändert ist, wie langsam sich alles entwickelt und verändert, wie die Berge unbewegt stehen seit tausenden von Jahren und die Bäume jahrein jahraus den Stürmen trotzen. Vor diesem Hintergrund bin ich doch ein Staubkörnchen und meine Fragen sind fast nichts.“ So begannen die Dinge wieder ihre richtige Relation zu bekommen, ich konnte sie nach ihrer Wichtigkeit einordnen und hörte auf, um mich selbst zu kreisen und mich selbst zu bemitleiden.

Der Wendepunkt

Nach vielen Wochen kam ich nach Assisi. Dort wußte ich von einer Konferenz, von Menschen, die ich treffen konnte. Nach der langen Zeit ohne tiefere Kontakte, abgesehen von einigen anderen Wanderern in irgendwelchen Berghütten, lechzte ich nach Begegnungen und Gesprächen. Obwohl nicht angemeldet und erwartet, wurde ich tatsächlich in die Gemeinschaft aufgenommen. Eine internationale Gruppe hatte sich dort versammelt, um vom heiligen Franziskus zu lernen. Ich fügte mich unauffällig in die Gemeinschaft ein. Ich wollte niemanden mit meiner Unsicherheit und Heimatlosigkeit belästigen, ich wollte nicht im Mittelpunkt des Interesses mit meinen Fragen stehen. Ich wollte hören und sehen und herausfinden, ob es für mich einen Hinweis gab, wie es mit mir weitergehen sollte. Wir feierten schöne Gottesdienste, redeten über das Leben als Christ, es war nichts besonders, aber doch heilsam. Es war so normal und gewöhnlich – und das war genau das, was ich brauchte.

Ein paar würdige Damen aus England hatten wohl meinen Zustand bemerkt und gespürt, daß ich mitten in einem Veränderungsprozeß steckte. Sie boten mir an, für mich zu beten. Ich zögerte, es war mir peinlich, daß andere für mich beteten. Trotzdem sagte ich zu. Wir vereinbarten einen Zeitpunkt, wo wir uns in der Kapelle treffen wollten, dann wollten sie mir die Hände auflegen und mich segnen. Aber kurz bevor ich dort erscheinen sollte, wuchs die Panik in mir. Ich bekam Angst, feige zog ich mich zurück und legte mich unter einen Olivenbaum für einen erquickenden Schlaf. Die englischen Damen machten mir keine Vorwürfe, als ich ihnen ein paar stunden später begegnete, sie haben mich fröhlich und herzlich begrüßt. Sie werden wohl für mich ohne meine Anwesenheit gebetet haben.

Im Garten der Einsiedelei des Heiligen Franziskus kam dann die Wende. Dort waren tiefe Spalten im Boden, Verstecke, die den, der darin saß, verbargen, aber den Blick nach oben zum Himmel frei ließen. Dort saß ich einen Tag ganz allein in einem Loch, nur mit meiner Bibel in der Hand: ich flehte zu Gott, er möge mir helfen, ich erklärte ihm mein Scheitern und legte alle meine Pläne, Wünsche und Träume in seine Hand. Dort sagte ich zu ihm: „Wenn du

mich gebrauchen kannst, dann nimm mich. Aber du mußt mir dann helfen, es auch zu tun, ich selbst kann nichts.“ Und dort hörte ich die Stimme Gottes: „Geh zurück in die Stadt, tue das, was ich dir sage. Sei ganz normal, ohne zu groß oder zu klein von dir zu denken. Verrichte deine Arbeit gewissenhaft und zuverlässig. Tue das, was du tust, ganz und mit Hingabe. Liebe die Menschen, wo es geht, sei nicht künstlich, sei so, wie du bist, fehlerhaft, einfach. Du bist nichts Besonders, du bist mein Sohn, das ist das normalste von der Welt.“

Ich stand auf wie benommen. Aber ich hatte erhalten, was ich erfleht hatte. Ich hatte ein Ziel, ich hatte eine neue Perspektive. Zwar war es nichts Gewaltiges und Großes, aber es war der Punkt, wo ich neu beginnen konnte, ich hatte den Ansatz gefunden. Da auch die Konferenz zu Ende war, packte ich meinen Rucksack und zog heimwärts.

Und ein paar Wochen nachdem ich von meiner Wanderung zurückgekehrt war, lernte ich meine Frau kennen und heiratete zwei Jahre später.

Liebe Tochter,

in diesem Bild von der Stadt stecken einige Details aus meiner eigenen Biographie. Es geht mir aber nicht darum, mich selbst darzustellen. Was ich beschreibe, ist ein Beispiel für das, was in diesem Lebensabschnitt geschieht: man findet sich selbst. Du merkst an meiner Geschichte, daß das nicht so ohne weiteres passiert. Jeder Mensch ist eben so komplex, daß er einige Zeit – und Umwege - braucht um sich selbst auf die Spur zu kommen. Es ist nicht schlimm, wenn es dabei wie im Fahrstuhl auf und ab geht. Schlimmer ist, stecken zu bleiben, zu resignieren, sich mit sich selbst abzufinden oder zu beschließen, daß man nicht erwachsen werden will. Erwachsen sein bedeutet, mündig zu sein, und das heißt, daß man Verantwortung für sich selbst und für das eigene Leben übernimmt. Die Verantwortung kann Dir niemand abnehmen! Für das was Du tust, mußt Du selbst gerade stehen!

In diesem Lebensabschnitt werden grundlegende Entscheidungen getroffen. Wer bin ich? Wer will ich sein? Was will ich tun? Wie will leben? Mit wem will ich leben? Um Antworten auf diese Fragen zu finden, die tragfähig für die Zukunft sind, ist eine gehörige Portion Realismus nötig, vor allem im Blick auf sich selbst. Wer sich dabei selbst etwas vormacht und selbst täuscht, der hat nachher Probleme, weil er auf Dauer nicht halten kann, was er versprochen hat. Nur was echt ist hat Bestand, deshalb geht es durch Krisen hindurch, in denen alles abgeschliffen wird, was künstlich oder falsch ist, daß nur das Echte, der wahre Kern übrigbleibt.

Laß diese Krisen zu, weiche ihnen nicht aus, sie dienen Dir zur Selbsterkenntnis und daß Du Dich selbst findest!

In dieser Zeit lernt man auch mit seiner Sexualität umzugehen - ein heikler Punkt! Entweder man bekommt diese Sache in die Hand, oder sie hat einen in der Hand und man wird zu ihrem Sklaven. Wer sich nicht selbst beherrscht, der wird beherrscht. Es ist wichtig, daß du diese – guten – Kräfte zähmst und Dir untertan machst. Du bist auch für diese Energie in Dir verantwortlich und kannst nie entschuldigend sagen: „Es kam halt so über mich!“

So lernst Du, Partnerin zu werden, zuverlässig und stark zu sein, damit sich andere an Dir orientieren können. Dadurch wirst Du gemeinschaftsfähig, Du kannst Dich mit dem, was Du hast, einbringen und anderen dienen, aber gleichzeitig wird Dir gedient und Du bekommst, was Dir zusteht. Du bist nicht nur die Gebende, sondern hast auch ein Recht zu empfangen. Du kannst nachgeben und Dein Recht durchsetzen. Du findest Deinen Platz im Leben und dieser Platz hat mit deiner Berufung zu tun. Gott hat Dir Deine Lebensaufgabe zugedacht. Und es gehört zum Interessantesten und Spannendsten des Lebens herauszufinden, was Gott von Dir möchte. Wenn Du Deinen Platz einnimmst, dann geht es Dir gut, dann fühlst Du dich wohl, denn dann hast Du Erfolg und siehst, daß Dein Leben Sinn hat – für Dich und für andere. Dann kannst Du Dich auf optimale Weise, Deinen Gaben und Fähigkeiten entsprechend einsetzen und Segen erwächst aus dem was Du tust. Ja, ich wünsche Dir, daß

Dein Leben fruchtbar ist und viel Gutes aus dem entsteht, was Du tust und die anderen Menschen erkennen: Es ist der Segen Gottes, der in diesem Leben sichtbar wird!

Liebe Grüße und gute Wünsche für Deinen Weg auf der Suche nach Deiner Berufung –
mögest Du zum Ziel Gottes kommen!

Dein Papa

5. Bild:

Das Schloß

Der Geburtstag

Du bist jetzt 50 Jahre geworden und wir feiern mit dir diesen runden Geburtstag, vielen Dank, daß du uns eingeladen hast, es ist ein fröhliche Schar von Gästen, die mit dir feiern. Wir tun es gern und freuen uns mit dir an diesem Tag. Ihr werdet alle verstehen, wenn ich ein wenig Rückblick halte, ich habe eine kurze Rede vorbereitet, deshalb setzt euch ruhig gemütlich zurecht, dann kann es losgehen.

Die Gäste befanden sich im schönen Saal des kleinen Schlosses. Hier wohnte der Jubilar mit seiner Familie. Die Einrichtung war gediegen und vornehm, man konnte sehen, daß der Gastgeber in seinem Leben etwas erreicht hatte. Aber trotz des Stils strahlte der Raum Wärme und Behaglichkeit aus. Im Kamin knisterte ein lebhaftes Feuer. An den Wänden hingen Bilder von unbekannten Künstlern, aber alle waren farbenprächtig und zeigten schöne Landschaften. Der Boden war mit einem weichen Teppich bedeckt, der die Schritte dämpfte, wobei die Damen mit ihren hochhackigen Schuhen etwas Mühe hatten, sich darauf zu bewegen. Die lange Tafel war festlich gedeckt, Kerzen flackerten, sonst war der Raum nur mit indirektem Licht erleuchtet. Man spürte in allen Details, daß die Gastgeber gerne Gäste hatten und daß in diesem Raum schon viel gefeiert wurde.

Es hatte bereits die ersten Gänge eines exquisiten Mahls gegeben, nun waren alle gesättigt und zufrieden, der Nachtschisch konnte warten, die Gläser waren mit edlem Wein gefüllt. Es stand auch einer ausführlichen Rede nichts im Wege, denn: wenn jemand eine kurze Rede ankündigt, kann es länger werden. Aber das war uns der Jubilar wert. Wir hofften nur, daß der Redner keine peinlichen Details veröffentlichte oder sich verzettelte und kein Ende fand. Aber er war ein alter Freund des Hauses, er würde diese Würdigung des Jubilars sicher gut machen.

Schön, ich sehe, daß ihr alle bereit seid, dann kann ich anfangen. dir lieber Jörg, möchte ich zuerst noch einmal herzlich danken für deine Einladung. Wir schätzen alle dein gastfreies Haus. Jeder von uns hat hier schon gemütliche und anregende Stunden erlebt. Es ist ein Genuß, mit dir und deiner Gattin zu reden. Ihr habt eine fundierte Meinung, ihr kennt euch aus, seid belesen und an allem interessiert, was in der Weltgeschichte passiert. Das macht euch zu interessanten Gesprächspartnern. Obwohl euch ein profundes Wissen auszeichnet, gelingt es euch, dem anderen Raum für seine Meinung zu geben. Im Gespräch mit euch kommt man sich nicht unterlegen vor, auch wenn man weniger Kenntnisse hat als ihr. Und noch etwas anderes zeichnet euch aus: Ihr könnt zuhören. Ihr fragt nach und interessiert euch für euren Gesprächspartner. Das kann man heute leider von nur wenigen Menschen sagen.

Die Gäste nickten bestätigend und fragten sich selbst, ob sie wohl auch gute Zuhörer und interessierte und interessante Gesprächspartner waren.

Ihr überfahrt nicht mit eurer Meinung und ihr laßt auch die Meinung des Gegenübers stehen. Wenn ich daran denke, wie wir auch schon miteinander gestritten haben! Aber wir haben das immer auf sehr faire Weise getan, und auch wenn wir sehr kontrovers diskutierten, habt ihr waren uns akzeptiert. Ich war immer wieder fasziniert von eurer Weite und eurer warmherzigen Toleranz.

Wenn einmal das Gespräch zu stocken schien, dann hattet ihr immer wieder neue Themen. Manchmal habt ihr ganz bewußt eine anregende Schar von Gästen zu einem bestimmten Themenbereich eingeladen.

Euer „Schloß“, wie es genannt wird, wurde dadurch zu einem Mittelpunkt geistiger und geistlicher Auseinandersetzung. Ja, auch geistliche Themen lagen euch immer am Herzen und ihr habt euch nicht gescheut, auch das anzusprechen, was andere ausklammern. Ihr habt immer wieder das Gespräch mit biblischen Bezügen verknüpft und Glaubensfragen

angesprochen. Manchmal habt ihr uns gefragt, wie es mit unserem Glauben im Alltag aussieht. Es ist uns dann vielleicht nicht leicht gefallen, eine gute Antwort zu geben, aber ihr habt mit großer Freundlichkeit auch halbe Antworten aufgenommen und geholfen, zu klaren Antworten zu kommen. Teilweise wurden die Gespräche dabei richtiggehend seelsorgerlich. Sicher sind viele mit dem Gefühl aus dem Schloß gegangen, daß ihnen geholfen wurde.

Wieder nickten die Gäste zustimmend, fast jeder erinnerte sich an eine Situation, wo ihm geholfen wurde oder er einen weisen Rat erhalten hatte.

Ja, ich sage es hier in diesem Rahmen auch öffentlich, es gab Gesprächsrunden, die mündeten in ein gemeinsames Gebet. Das waren tiefe und gute Erfahrungen für jeden Beteiligten. Das war nicht peinlich oder komisch.

Ich will es einmal so sagen: Durch eure Art, wie ihr auf die Menschen zugeht, wie ihr auf uns zukamt, wurde Jesus spürbar. Immer wenn ich in diese herrlichen Räume trat, hatte ich das Gefühl, hier lebt Jesus, er ist es, der uns empfängt und diesen Platz zu einem gastlichen Ort macht, an dem man sich wohlfühlt.

Ich bin mir sicher, daß das daherkommt, daß ihr euer Haus und euren ganzen Besitz dem geweiht habt, den ihr euren Herrn nennt: Jesus. Es ist schon seltsam, daß ein Schloßherr – und das bist du ja schließlich, wenn du ein Schloß besitzt (auch wenn es ein kleines ist), einen anderen seinen Herrn nennt. Das hast du immer wieder deutlich gemacht, lieber Jubilar, daß es da einen über dir gibt, dem du dienst. Und deshalb konntest du auch den Menschen dienen, ohne daß dir dabei ein Zacken aus der Krone gefallen wäre – dabei fällt mir ein, ich habe dich als Schloßherr noch nie mit einer Krone gesehen!

Die Anwesenden lachten. Sie versuchten sich vorzustellen, wie der Gastgeber mit einer Krone aussehen würde. Natürlich war er kein König, auch wenn er ein Schloß hatte. Und natürlich war das Schloß kein richtiges Schloß, nur ein großes Haus in einem schönen großen Park. Aber es sah aus wie ein Schloß, mit seiner geschwungenen Freitreppe, den einladenden Fenstern, den herrlichen Räumen. Aber daß dieses Haus den Namen „Schloß“ erhalten hatte, lag mehr an dem Schloßherrn, er strahlte etwas Herrschaftliches im guten Sinne aus. Ihn umgab eine Würde und Ruhe, deshalb kamen viele Menschen gern zu ihm, um seinen Rat einzuholen. Sie hatten dem Haus den Namen „Schloß“ gegeben.

Rückblick

Ihr hattet ja nicht immer ein leichtes Leben – und damit komme ich nun zu meinem angekündigten Rückblick. Ihr seid durch manche Krise gegangen. Aber die Krisen haben euch miteinander verbunden und euch gestärkt, um weiterzugehen. Ich finde es enorm, daß ihr trotz der vielen Rückschläge nicht aufgegeben habt. Immer und immer wieder habt ihr neu angefangen. Das nenne ich Zähigkeit – oder war es der Mut der Verzweiflung? Manchmal habt ihr euch auf dem Abstellgleis empfunden; ich sage das, weil ich euch kenne und ihr mir einige Male auch sehr enttäuscht berichtet habt. Was wir heute hier vor Augen haben, ist euch nicht in den Schoß gefallen. Nur, nun zu sagen, ihr habt euch alles selbst erarbeitet, stimmt auch nicht. Es wurde euch von Gott geschenkt – so habt ihr euch mir gegenüber einmal geäußert – und ihr habt selbst dazu das Eure beigetragen .

Mit dem Abstellgleis und der Enttäuschung meine ich die lange Zeit, als ihr unbeachtet eure Arbeit getan habt. Niemand hätte euch mehr zugetraut. Weil ihr kein großes Aufhebens um eure eigene Person gemacht habt, und das gilt besonders für dich, Jörg, konnte es sein, daß verantwortliche Personen dich unterschätzt haben. Du warst oft im Hintergrund und hast dich nicht nach vorne gespielt, so wie es andere gerne machen. Es lag dir mehr abzuwarten,

geduldig zu sein, dich nicht selbst in den Mittelpunkt zu stellen. Deshalb bist du auch oft übersehen oder nicht beachtet worden.

Ich erinnere mich an viele Situationen, wo etwas schief gegangen ist. Andere haben sich sofort zu Wort gemeldet und alles besser gewußt. Du hast sie machen lassen und abgewartet. Du warst dir immer sicher, daß dein Stunde kommen würde. Und sie kam. Wenn die anderen nicht mehr weiter wußten und der Karren total an die Wand gefahren war, dann kam dein großer Augenblick. Aber du hast deinen Triumph nicht ausgenutzt, sondern dich mit deinem Rat eingebracht, die Dinge wieder geordnet und das verbunden oder gekittet, was zerstört war. Du hast manchmal deine Meinung auch dann gesagt, wenn andere es nicht hören wollen. Aber wenn dein Rat nicht angenommen wurde, hast du dich zurückgezogen, nicht beleidigt, sondern ganz bewußt. Du hattest Zeit und hast gewartet, du wußtest einfach, daß du recht hattest.

Die Gäste waren betroffen, es wurde ihnen klar, daß sie sicher auch etliche Male ihren Gastgeber brüskiert und nicht auf seinen Rat gehört hatten. Ja, er hatte dann nicht sein Recht erkämpft, sondern sich zurückgehalten, die Situation beobachtet und erst dann wieder eingegriffen, wenn er darum gebeten wurde. Der Jubilar hatte wirklich eine edle und ritterliche Gesinnung. Einige schauten zu ihm hinüber und sahen, daß ihm das geballte Lob unangenehm war und er eine abwinkende Geste machte. Es lag ihm nicht, nun hier so im Mittelpunkt zu stehen, auch wenn es alles Menschen waren, die ihm Wohlwollen entgegen brachten.

Die Fehler

Ja, ich weiß, daß du das nicht gerne hörst. Das liegt dir nicht. Gut, dann will ich noch etwas anderes sagen: Das, was ich gerade erwähnt habe, hat auch eine andere Seite: Lieber Jörg, manchmal habe ich gedacht, du hättest entschlossener und kämpferischer sein sollen. Du hast dich zu schnell zurückgezogen, wenn es Widerstand gab. Du hast andere in Konfliktsituationen beraten, aber wenn du einen eigenen Konflikt auszufechten hattest, hast du schnell klein beigegeben, auch wenn du Recht gehabt hast. Manche Menschen haben dich auch kräftig ausgenutzt, ob du das gemerkt hast?

Jörg nickte heftig. Es war ihm also bewußt gewesen, daß er manchmal übers Ohr gehauen und ausgenutzt wurde. Warum hatte er es dann zugelassen?

Da war eine schwache Seite an dir, du hättest es sicher noch weiter gebracht, wenn du dich mehr in die Auseinandersetzungen um deine Person eingelassen hättest. Im Konkurrenzkampf mit anderen, die lange nicht so gut waren wie du, hättest du sicher bestehen können, aber du hast sehr schnell den anderen den Vortritt gelassen. Das war manchmal ein Fehler. Ich hätte dir dann gern gesagt: zieh dich nicht so schnell zurück, kämpfe für dein Recht – und deine werte Gattin hat sich ja da manchmal die Zähne an dir ausgebissen. Natürlich bist du immer als moralischer Sieger von der Kampfbahn gegangen, aber du hättest dich manchmal auch im Sinne deines Anliegens durchsetzen müssen. Gerade weil du es ehrlich meintest und die Menschen geachtet hast, hättest du für deine Schützlinge kämpfen und nicht klein beigegeben dürfen, es ging ja schließlich nicht um deine eigenen Interessen, sondern um deren Anliegen. Auf diese Weise waren oft Menschen an dem Platz, der dir zugestanden hätte, die nicht so edel waren wie du.

Die Anwesenden waren betroffen und schockiert. Konnte man an einem solchen Tag auch so offene Kritik äußern, durfte der Jubilar so bloßgestellt werden?

Ich weiß, daß ich das so sagen darf, auch an einem solchen Tag. Du warst immer sehr empfänglich für Kritik. Wenn jemand etwas Negatives über dich gesagt hat, dann hast du es sehr ernst genommen – vielleicht zu ernst. Wenn es keine direkte Kritik gab, hast du aus Randbemerkungen oder dem Unterton das Kritische oft lauter gehört, als alles Positive, das verbal gesagt wurde. Es war manchmal so, als würdest du geradezu auf das Haar in der Suppe lauern. Und wenn andere es nicht gesagt haben, dann hast du es selbst getan. Hier warst du manchmal, so finde ich, zu naiv und zu schnell bereit, Fehler auf dich zu nehmen und dir aufzuladen.

Nun wurde der Nachtisch angekündigt. Einige Gäste waren auch schon unruhig geworden. Die Rede war doch etwas zu ausführlich. Es kam ja jede Eigenart des Jubilars zum Vorschein. Natürlich kannten sie Jörg alle, aber deswegen mußte doch nicht alles so breit getreten werden. Auch der Gastgeber selbst schien dankbar zu sein, daß die Rede unterbrochen werden konnte. „Ihr habt sicher wieder Hunger bekommen, bei all diesen schlimmen Geschichten, die ihr über mich hören müßt“, sagte er lachend, „so laßt uns nun zum Nachtisch kommen.“ Ein großes Nachtischbuffet wurde hereingetragen und aufgebaut.

Viel Fragen

Während sich die Gäste am Nachtischbuffet bedienten, wurden die Flügeltüren zur Terrasse geöffnet. Die Gäste spazierten mit ihren Schalen in der Hand hinaus, lehnten an der steinernen Balustrade, standen in zwanglosen Gruppen zusammen oder belagerten die Gartentische, die aufgestellt waren.

Natürlich drehten sich die Gespräche um das Gehörte drehten.

„Jörg ist doch eigentlich in einfachen Verhältnissen groß geworden“, fragte zum Beispiel jemand, „wie kommt es, daß er heute so wohlhabend ist?“

Jemand anderes wußte: „Der Anfang ihrer Ehe war ja ziemlich schwierig. Jörg kam von einer Wanderung zurück, er hatte wohl gerade eine schwere innere Krise überstanden und dann lernte er seine Frau kennen. Das ging alles sehr schnell und sie hatten in der ersten Zeit oft große Schwierigkeiten miteinander.“ „Ja, ich weiß sogar von einer Situation, in der sie sich fast getrennt hätten!“ ergänzte ein anderer.

„Aber wie kam es dann, daß sie heute ein so zufriedenes Ehepaar sind?“

An einem anderen Tisch wurde über den beruflichen Erfolg von Jörg geredet: „Die ersten Bücher, die Jörg geschrieben hat, waren ja nicht sehr gefragt. Ich erinnere mich, es handelte sich um nette Geschichten mit alltäglichen Begebenheiten, das war einfach kein Renner.“

„Um so bewundernswerter ist es, daß er trotzdem weitergemacht hat. Er hat nicht aufgegeben, auch als kein Verleger seine Manuskripte nehmen wollte, hat er trotzdem weiter geschrieben.

Er hat mir einmal gestanden: Wenn meine Bücher von keinem Verlag genommen werden, dann schreibe ich sie eben für mich.“ „Aber letztlich hatte er doch Erfolg, wie man hier sieht.

Er hat einfach das in seinen Büchern angesprochen, was die Menschen heute beschäftigt!“

„Ja, obwohl seine Richtung nicht dem Mainstream entsprach, wie man so schön sagt. Er hat einfach das geschrieben, was ihn beschäftigte, auch wenn es etwas ganz anderes war als das, was überall verbreitet wird. Aber so hat er die Menschen erreicht, die nicht mehr mit dem allgemeinen Blabla zufrieden sind“, lachte ein Gast. „Das mit dem Blabla darfst du aber nicht vor seinen Ohren sagen! Er will nicht, daß man andere schlecht macht!“ „Ja ja, unser edler Junker Jörg!“ Und alle lachten.

„Sein großer Kummer war, daß er nicht die Anzahl Kinder bekam, die er wollte.“ „Still, das geht zu weit, wenn wir darüber reden. Er hat doch Kinder genug. Vielleicht gerade weil ihm die eigenen Kinder versagt blieben, hat er viele andere zu seinen Kindern gemacht. Er wurde

immer mehr ein väterlicher Mensch, der andere in seine Obhut nahm. Wie ein Vater hat er sich um manche kümmert – und tut es noch. Ich glaube, es sind viele Gäste hier, die sich zu seinen Kindern zählen würden, auch wenn sie nicht seine leiblichen Kinder sind.“

„Er war ja nie ein guter Geschäftsmann, das muß ich sagen. Gut, daß er wenigstens ab und zu finanzielle Angelegenheiten an seine Frau abgegeben hat, sonst wäre er bestimmt nicht auf einen grünen Zweig gekommen. Er ist kein Verkäufer. Wenn er Geld hat, gibt er es aus oder verschenkt es. Und wenn er eine Forderung zu stellen hat, dann setzt er sie bestimmt zu niedrig an oder sagt sogar, daß sie nur beglichen werden müßte, wenn es ginge. Da hat er manche Summe in den Sand gesetzt.“ „Ja, er hat die Dinge mit anderen Augen gesehen als mit geschäftlichen. Und ich hatte manchmal den Eindruck, daß ihm Gott die Summen vielfältig erstattet hat, die er herschenkte oder auf die er großmütig verzichtet hat. Gerade weil er nicht auf das Geld aus war wie alle Welt, hat er es bekommen. Das ist für mich ein Wunder.“

Der Gong ertönte. Die Rede sollte fortgesetzt werden. Einige Gäste gingen unwillig in den Salon, sie wären lieber draußen geblieben, als weiter dieser Laudatio zuhören zu müssen. Aber es ging ja an diesem Abend nicht um sie.

Das Vertrauen

Der Redner fuhr fort, nachdem sich die Gäste wieder an ihre Plätze begeben hatten:

Ich wurde gerade in der Pause ermahnt, ich sollte nicht zu ausführlich werden, gut, ich werde mich daran halten. Andererseits sind wir doch hier, um unseren Jörg zu feiern. Mit 50 Jahren kann man ja getrost einmal zurückschauen und bewerten, was gewesen ist. Ich frage mich, welches Resümee du über diese 50 Jahre geben würdest. Mir ist, als ich darüber nachgedacht habe, klar geworden, daß dein Leben von einer großen Integrität geprägt war. Das bedeutet: Treue, Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit und Offenheit. Du bist dir selbst treu gewesen, weil du deinem Herrn treu gewesen bist. Das hat dein Verhalten geprägt. Du hast klare Werte, die du einhältst, das hat dich zu einem Vorbild für andere gemacht, sie konnten sich an dir orientieren. Manche würde ich vielleicht in dieser Hinsicht als altbacken und konservativ bezeichnen: Aber die Tradition, im guten Sinne, schien dir immer erhaltenswert. Du hast dich dagegen gewehrt, daß alles der Beliebigkeit anheimfiel. Du warst der Meinung, daß zum Menschsein Werte, Regeln und Ordnungen gehören und das hast du auch so vertreten. Du hättest es als Verrat an denen empfunden, die vor uns gelebt haben, wenn deren Leistungen und Wertvorstellungen auf einmal nichts mehr gegolten hätten. Sie haben sich dafür eingesetzt, daß das menschliche Leben seinen Wert bekam und erhielt, und so wolltest du es auch und so sagst du es auch immer wieder der heutigen Generation, die alles Alte über Bord werfen will.

Aber mehr noch als die Integrität steht ein anderes Wort über deinen Leben, das dich auf ganz besondere Weise geprägt hat. Das ist das Wort „Liebe“. Du hast Liebe gelebt und Liebe ausgedrückt.

Die Ehefrau neben dem Jubilar schüttelt leicht und nur für die unmittelbar Umsitzenden bemerkbar den Kopf als wäre sie mit dieser Aussage nicht einverstanden. Kannte sie Bereiche, in denen das, was der Redner so blumig lobte, nicht zutraf? Der ließ sich nicht abhalten, in seiner Laudatio fortzufahren.

Deshalb warst du vertrauenswürdig und deshalb war man gern mit dir zusammen, deshalb hat man dir gern manchen Fehler und manche Dickköpfigkeit nachgesehen, weil alles von

Liebe umhüllt war. Liebe drückte sich aus in Wertschätzung, Höflichkeit, Aufmerksamkeit und Anteilnahme. Aus Liebe warst du eher ein Ermutigter als ein Kritiker und Ermahner. Aber wenn du ermahnt hast, war es in Liebe verpackt. Und dabei war deutlich, daß es nicht deine Liebe war, die du gelebt hast, sondern die Liebe Gottes. Du hast sie empfangen und weitergegeben, du hast das gelebt, was dir geschenkt wurde. Und dieses Maß der Liebe Gottes war offensichtlich so groß, daß du freigiebig davon austeilen konntest. Aus diesem Grund warst du auch immer gern vergebensbereit und nicht nachtragend. Du hast gern entschuldigt und den Menschen ihre Lasten abgenommen. Es war für dich ein Akt der Liebe Christi, der die Schuld aller Menschen getragen hat und der uns deshalb ermöglicht, alles immer wieder an ihn abzugeben. Weil dir verziehen wurde, konntest du verzeihen, weil du geliebt wurdest, konntest du lieben.

An dieser Stelle der Rede sprang der Gastgeber auf und leidenschaftlich ergänzte er die Rede: „Du hast recht, daß du das erwähnst. Es war für mich tatsächlich das wichtigste Prinzip meines Lebens, die Liebe Gottes zu leben. Da muß ich euch etwas erzählen! Ich war vielleicht 16 Jahre alt, als ich zu einer großen Versammlung ging – ich weiß nicht mehr genau, was das war. Da hat mich ein älterer Bruder gefragt, welches Wort für mich in meinem Glauben am wichtigsten wäre. Da habe ich nach längerem Zögern und gründlichen Nachdenken geantwortet: Die Liebe Gottes. Damals hat mich meine Antwort selbst erstaunt und beeindruckt. Ich wußte nicht, was ich da sagte. Und dann fiel mir ein, daß ich bei meiner Konfirmation das Doppelgebot der Liebe hersagen mußte: Du sollst Gott deinen Herrn lieben von ganzem Herzen – und dein Nächsten wie dich selbst. Ich habe dieses Wort damals sehr nachdrücklich gesagt und persönlich ernst genommen, es war nicht nur ein Vers, den ich einfach gesagt habe. Und tatsächlich, die Liebe Gottes ist der rote Faden durch mein Leben.“ Dann setzte sich Jörg wieder und er machte einen sehr glücklichen und zufriedenen Eindruck. Die Gäste applaudierten, aber Jörg winkte ab.

Der Ratgeber

Aus dieser Liebe heraus warst du ein Diener der Menschen, du hast ihnen geholfen, wo du konntest. Ich weiß, am Anfang war die Motivation für dieses Dienen nicht sehr rein, aber Gott hat es gereinigt. Du hast immer mehr gelernt, was dienen heißt. Du hast gemerkt, daß dienen nicht bedeutet, alles zu tun, was die Menschen von dir wollen. In bitteren Erfahrungen mußtest du erleben, daß deine Hilfsbereitschaft auch ausgenutzt wurde. Deshalb hast du gelernt, Grenzen zu ziehen, Grenzen, die dir halfen, dich nicht total zu verausgaben, und Grenzen, die anderen halfen, nicht alle Verantwortung auf dich abzuladen. Sie wären ja durch eine solche Hilfe entmündigt worden. Deine Hilfe aber war aufbauen und fördernd. In diesem Sinne warst du auch ein Pädagoge. Du hast erklärt, warum du etwas tust, oder warum du etwas nicht tust. Du hast die Menschen nicht beherrscht, sondern ihnen gedient, sie waren dabei aber nie das Objekt deines Handelns, sondern immer blieben sie Subjekt, so wie es von Gott gedacht war. Du hast die Menschen ernst genommen und sie gefragt, was sie brauchen. Wenn sie es selbst nicht wußten, hast du ihnen geholfen zu sehen, was für sie dran war. Deshalb sind die Menschen gern zu dir gekommen, wenn sie einen Rat brauchten. Sie wußten, daß du sie nicht ausnutzt und ihre Hilflosigkeit nicht mißbrauchst, so wie es leider andere Leiter tun. Dein Rat war eher zögernd und verhalten.

Wenn du in eine Situation gerufen wurdest, in der du eingreifen solltest, hast du dir immer viel Mühe gemacht, die Situation auszuloten und zu verstehen. Die Analyse der Zustände war dir wichtig und an diesem Vorgehen hast du immer alle beteiligt. Du wolltest jede Stimme dazu hören und jeden Eindruck in einer Sache aufnehmen, Du bist nicht gekommen und hast gute Ratschläge verteilt oder sofort genau gewußt welche Methode, welches Rezept und welche Maßnahme nun die richtige wäre. Du hast zuerst genau die gegenwärtige Situation

erforscht, indem du alle zu einer Beurteilung der Lage zusammengerufen hast. Manche haben dir das übel genommen, die von dir erwartet haben, daß du eingreifst und ein Machtwort sprichst und damit die Zustände veränderst. Nein, so hast du nicht gehandelt. Moaiksteinchen für Moaiksteinchen hast du zu einem Gesamtbild zusammengetragen. Dabei warst du nicht Vertreter nur einer Richtung oder einer bestimmten Idee, das hätte dich blind gemacht für die Situation, die du vorgefunden hast. Du wolltest ganz frei in deinem Urteil sein und ganz unabhängig entscheiden können, was in dem jeweiligen Fall zu tun wäre. So war jeder Fall für dich einmalig, es gab kein Muster, kein allgemeingültiges Vorgehen. Das hat deine Arbeit und dein Leben spannend und interessant gemacht. Kein Tag war wie der andere. Auch wenn du es dir hättest einfacher machen können, in dem du dir fertige Rezepte zurecht gelegthättest, du hast dieser Versuchung widerstanden und bist deinen eigenen Weg gegangen. Hier bist du als Ratgeber, Helfer und Diener für uns ein wichtiges Vorbild.

Das war offensichtlich der Schluß der Rede. Applaus brandete auf. Der Jubilar stand auf und bedeutete mit einer beruhigenden Handbewegung, den Beifall zu beenden.

„Also gut, ich nehme die Herausforderung an!“ sagte er lachend. „Ich habe zwar bei einzelnen Passagen deiner Rede, mein lieber Freund, gedacht, daß es um jemand ganz anderen gehen müßte als um mich. Wenn meine Frau nun das Co-Referat halten hielte, würde vieles ganz anders aussehen. Aber nun gut, wenn ihr denkt daß ich das bin, dann muß ich das wohl so annehmen. Dann will ich euch aber jetzt den guten Rat geben, das Fest zu genießen und mein Dienst an euch ist, daß ich nun den zwanglosen Teil meines Festes eröffne und euch einlade, euch hier wohlfühlen und das zu tun, was euch am meisten Spaß macht.

Die Gäste lachten erleichtert auf, nun konnte die Feier richtig losgehen!

Und bald füllte sich alle Räume des Schlosses, von überall ertönten Stimmen, Lachen oder Musik. In einem Raum des weitläufigen Schlosses wurde gesungen, in einem andern getanzt. Im Salon wurde diskutiert und im Lesezimmer sogar gebetet. Am Klavier wurde Musik gemacht und im Garten standen oder wandelten kleine Gruppen von Menschen. Überall war das Leben auf vielfältige und unterschiedliche Weise, so unterschiedlich wie eben die Menschen sind, groß oder klein, dick oder dünn, vornehm oder eher gewöhnlich. Jeder hatte seine Art zu feiern und jeder wußte, daß er so sein durfte, wie er war. So füllte das Leben in all seinen unterschiedlichen Facetten das Haus und der Jubilar freute sich, daß er Gastgeber dieser lebendigen Vielfalt sein konnte, das war für ihn das größte Geschenk.

Die Wahrheit

Im gemütlichen Arbeitszimmer saß der Jubilar zu später Stunde noch mit ein paar engen Freunden vertraut zusammen.

„Du bist ja heute als wahrer Heiliger dargestellt worden! Nicht, daß ich dir das Lob nicht gönne, aber was denkst du darüber, war das die Wahrheit?“ fragte einer der Freunde ganz unverblümt. Die Runde spürte: er meinte es ernst, er wollte keinen Witz machen.

Der Jubilar reagierte nachdenklich auf diese Frage: Sollte er darauf eingehen?

„Ja, du hast recht, es gibt noch eine ganz andere Seite meines Lebens. Gut, wenn du danach fragst, ist es richtig, wenn sie auch noch zur Sprache kommt, damit deutlich wird, daß ich kein Heiliger bin, im Gegenteil.

Die ersten Jahre des Neuanfangs nach der Rückkehr von meiner großen Wanderung waren sehr schwierig. Es war übrigens einer von vielen Neuanfängen meines Lebens!

Ich habe meine Frau kennengelernt und mußte zuerst lernen, was Nähe und Vertrautheit wirklich heißt. Früher wollte ich allen Menschen nahe sein, aber ich war doch niemandem tatsächlich nahe. Ich habe mir eine Nähe ausgedacht, sie war ein Schutz für mich. Aber das geht in einer Partnerschaft natürlich nicht. Auch in meiner Arbeit mußte ich zuerst lernen, was dienen wirklich heißt. Ich mußte von mir wegschauen und den anderen ansehen, ihn ernst

nehmen und ihm zuhören – dabei war ich noch viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt. Das hat mich oft in eine sehr schmerzvolle Spannung gebracht. Ich wollte Nähe, hatte aber Angst davor, ich wollte Vertrauen, mißtraute aber, ich wollte dem anderen dienen, war mir aber selber nicht klar, was ich wollte und brauchte so viel für mich. In dieser Unsicherheit habe ich oft jähzornig und unbeherrscht reagiert. Bei der geringsten Kleinigkeit bin ich explodiert und habe meinen Mitmenschen – und vor allem meiner Frau – viel Unrecht getan.

Es war ein langer Weg der Heilung, bis ich auf die eigenen Füße kam und stehen konnte und damit wirklich beziehungsfähig wurde. Erst dann konnte ich beginnen, tatsächlich das zu tun, was ich meine Aufgabe von Gott ansah, den Menschen zu dienen.“

Die kleine Gruppe schwieg. Es beeindruckte sie, was Jörg sagte. Aber der Freund ließ nicht locker:

„Und damit war die Hürde überwunden und ab diesem Zeitpunkt gibt es bergauf?“ Er wirkte skeptisch.

„Nein, natürlich nicht. Es ist gut, wenn du kritisch nachfragst. Der Jähzorn verschwand zwar, Gott sei Dank, und ich wurde freier, den Nächsten zu sehen, wie er war. Aber ich war immer ein bißchen zu stark mit mir selbst beschäftigt. Ich habe alles zu sehr auf mich selbst bezogen. Und dadurch entstand immer wieder das Gefühl: Ich schaffe es nicht! Ich habe manchmal gedacht: Ich bleibe hängen, ich komme nicht zum Ziel. Es gab Zeiten, da fühlte ich mich in die Ecke gestellt, wertlos, unbeachtet. Ich konnte nichts tun und kam mir überflüssig vor. Da hatte ich dann immer wieder mit den Anflügen des Selbstmitleids zu kämpfen. Ich wollte doch etwas erreichen! Ich wollte mich einsetzen und etwas in Bewegung setzen, ich wollte, ich wollte und wollte – aber es ging nicht. Ich konnte alles tun und kam doch nicht voran. Ich steckte fest! Das erfüllte mich dann mit Panik und Ungeduld. Ich erfuhr, daß Erfolg nichts ist, was ich selber machen kann.

In dieser Zeit hatte ich eine wahnsinnige Angst, wenn ich mit dem Auto durch einen Tunnel fuhr. Panik ergriff mich und ich fürchtete, nicht mehr herauszukommen. Das gleiche passierte, wenn ich über Brücken fuhr. Die Tiefe schien mich in den Abgrund zu ziehen. Manchmal habe ich weite Umwege in Kauf genommen, nur um nicht über eine hohe Brücke fahren zu müssen.“

Das Ende des Feste

„Lieber Jörg, du hast unser Mitgefühl“, diese Bemerkung wirkte ironisch, „das klingt aber immer noch sehr edel und gut. Gab es in deinem Leben keine Versuchungen, keine Verfehlungen? Andere stolpern in Fallgruben wie Sex, Macht, Geld. Wie ginge es dir damit?“ Die Teilnehmer der kleinen Runde hielten die Luft an. Konnte man über so intime Punkte an einem Festtag reden, durften so heikle Bereiche zur Sprache kommen?

Jörg lachte. „Mein lieber Freund, du meinst es aber gut mit mir! Es stimmt – und das kann ich dankbar sagen: Gott hat mich vor großen Fehlritten bewahrt. Das war bestimmt nicht mein Verdienst. Gerade im Bereich Sexualität war ich vielen Versuchungen ausgesetzt. Die Verlockung lauert fast überall und es ist so einfach, so alltäglich, hier in die Irre zu gehen. Wenn ich zum Beispiel auf Vortragsreisen war und in fremden Hotels übernachtete war es eine große Versuchung, die fehlende Geborgenheit bei einer fremden Frau zu finden. Es hätte tatsächlich auch viele Frauen gegeben, die nur auf ein kleines Fingerzeichen gewartet haben. Seltsam – auch im christlichen Umfeld wäre der Schritt zum Fremdgehen nicht große gewesen!“ Jörg schüttelte den Kopf. Es stiegen Erinnerungen in ihm hoch von Frauen, die ihn unter einem seelsorgerlichen Vorwand sprechen wollten, dabei aber die männliche Nähe oder väterliche Sicherheit suchten. Sie hätten alles getan, um das zu bekommen.

„Machtgelüste kenne ich auch. Ich habe manchmal die Befriedigung gespürt, die es bringt, wenn man etwas zu anderen Menschen sagt und sie tun es. Ich habe mich manchmal gefragt, wenn ich einen Vortrag hielt, ab ich das tat, weil es mir Bestätigung gab, wenn mir alle

zuhörten und meine Worte toll fanden. Und ich habe immer wieder gemerkt, wie man mit rhetorischen Tricks die Menschen fesseln und an einen selbst binden kann. Ein großer Leiter zu sein, eine Koryphäe im Reich Gottes – das ist etwas, das gibt Befriedigung! Ständig als Redner gefragt zu sein, ein wichtiger Ratgeber an entscheidenden Punkten, das schafft Überlegenheit. Aber es bedeutet auch viele große Worte, manche Unehrlichkeit und eine kräftige Portion Manipulation. Das war mir aber zuwider und ich wollte nicht ständig für mich kämpfen und mit anderen konkurrieren, nur um zu zeigen, daß ich der Bessere war. Die dritte Fallgrube: Geld – das war eigentlich nie eine Versuchung für mich. Ich kann mit wenig auskommen. Geld spielt für mich keine große Rolle, so wie manche viel riskieren, um mit allen Mitteln – auch unehrlichen - ihr Geld zu vermehren. Unehrlichkeit war eher ein Problem für mich! Den anderen nicht die volle Wahrheit zu sagen, zu verschleiern, zu taktieren, mit der Realität zu spielen und sie leicht zu verändern, so daß sie auf einmal ganz anders aussieht, das war eine starke Versuchung. Hierbei konnte ich die Wirklichkeit so gestalten wie ich sie brauchte und wie sie mir am angenehmsten war...

Jörg war noch mitten in seinen selbstkritischen Gedanken vertieft, als aus dem großen Saal Unruhe in das kleine Zimmer hereinbrach, laute Stimmen waren zu hören. Die Tür wurde aufgerissen:

„Ach hier seid ihr. Kommt schnell, es ist etwas mit Heiner passiert. Er liegt im Salon auf dem Boden!“ Heiner! Ein Freund der ersten Stunde, einer, der den Weg von Jörg von Anfang an begleitet hatte, erst vor kurzem hatte man seinen 50. Geburtstag gefeiert.

Tatsächlich, dort lag er stumm und unbeweglich auf dem Boden. Jemand hatte eine Decke über ihn gebreitet. Er war blau an den Ohren und schien nicht zu atmen. „Er ist plötzlich vom Stuhl gekippt und nichts mehr gesagt“, sagte jemand mit tonloser Stimme. Allen saß der Schock in den Knochen, die Festfreude war verflogen. „Vor etwa einer Stunde war er ganz blaß“, sagte ein anderer Gast, „ich habe ihn gefragt, ob es ihm nicht gutgeht, da hat er nur genickt und wollte etwas zu trinken. Aber ich habe mich dann nicht weiter um ihn gekümmert.“ Jetzt schien er sich Vorwürfe zu machen, daß er es nicht getan hatte.

Draußen hörte man die Sirene des Rettungswagens, sie hatten sich sehr beeilt. Die Sanitäter stürzten in den Raum. Der Notarzt gebrauchte das Reanimierungsgerät, Sauerstoffmaske, Herzmassage und machte dann den Versuch, mit Stromstößen das Herz wieder zum Schlagen zu bewegen – alles blieb ohne Erfolg. Nach einer halben Stunde gab der Arzt seine Bemühungen mit einem bedauernden Achselzucken auf „Herzinfarkt. Es war ein rascher Tod, er hat nichts davon gespürt.“

So nah war der Tod! Die Gäste verabschiedeten sich bedrückt und nachdenklich, während Heiner in die schwarze Limousine verfrachtet wurde. Lebendig war er gekommen, tot wurde er fortgebracht. So nah war der Tod, er war in greifbare Nähe gerückt. Wann traf es ihn? Jörg fand in dieser Nacht keinen Schlaf, die Feier mit all den lobenden Worten, mit den kritischen Nachfragen und selbstkritischen Überlegungen und mit der Erfahrung, daß alles so plötzlich zu Ende sein konnte, beschäftigte ihn so, daß er in seinem Zimmer auf und ab ging, bis der neue Tag heraufdämmerte. Und tatsächlich, es hatte ein neuer Lebensabschnitt für ihn begonnen. Er war älter geworden.

Liebe Tochter,

es wäre ein falscher Eindruck, wenn Du jetzt denkst, bei diesem Lebensabschnitt ginge es um Reichtum und Erfolg. Es ist vielleicht irreführend, wenn ich den Held unserer Geschichte, Jörg, als super-erfolgreichen Menschen auf dem Gipfel seiner Karriere, in einem noblen Schloß wohnend darstelle. Es geht mir nicht um diese Äußerlichkeiten! Das Schloß ist für mich ein Bild des Herrschens, des Residierends – und ich meine das im guten Sinne. In diesem Alter hat man Einfluß, Freunde, die einen unterstützen und Feinde, die einen bekämpfen. Man bringt viel in Bewegung, ist auf der Höhe seiner Schaffenskraft und kann

etwas bewirken. Vielleicht sieht das bei Frauen anders aus, was meinst Du? Ist dieser Geburtstag stark männlich von Leistung und Anerkennung geprägt? Was hättest Du bei diesem Fest getan? Hättest du dich verdrückt, um mit Deinen eigenen Freunden zusammen zu sein? Hättest Du Dich in der illustren Schar der Gäste wohl gefühlt? Und: hättest Du Deinen Raum im Schloß gefunden?

Vielleicht hättest Du ja im Keller des Schlosses einen gemütlichen Raum für Dich gefunden, wo Du Musik hören und lesen könntest. Aber vielleicht hättest Du Dich auch gar nicht abgeseilt, sondern Dich in eine Gesprächsgruppe gemischt und Deine eigene Meinung vertreten? Oder hättest Du mit Deiner praktischen Art lieber mitgeholfen, das Fest schön zu gestalten, zum Beispiel beim Tischschmuck, beim Herrichten und Servieren des Essens oder bei einer musikalischen Darbietung mit Deiner Querflöte? Ich hätte es Dir auch gegönnt, wenn Du Dir die Hängematte geschnappt und Dich in den Garten zu den Obstbäumen verzogen hättest. Dort hättest Du sie aufgespannt, Dich hineingelegt und träumend in den dunkler werdenden Nachthimmel geschaut und Dich dabei geschaukelt. Du hättest beobachtet, wie die Sterne hervorkommen, einer nach dem anderen. Und dann hättest Du Dir vielleicht selbst ausgemalt, was wohl die Menschen zu Dir an deinem fünfzigsten Geburtstag sagen würden. Welche Eigenschaft sie an Dir hervorheben und würdigen würden. Du hättest Dir vielleicht überlegt, welches Ziel Du selbst in Deinem Leben erreichen möchtest.

Die Lebensphase, die ich mit dem Schloß ausmale; ist die Zeit, in der man Rückschau hält und gern herausfinden möchte, was das Leben nun gebracht hat, wo man zusammenstellt: was war gut, was war schlecht? Und sich dabei fragt: Habe ich mein Ziel erreicht? Bin ich dorthin gekommen, wo ich hinwollte? Welche Werte haben mein Leben geprägt und wertvoll gemacht? Bin ich meinen Prinzipien treu geblieben oder habe ich mich verleugnet und bin nicht meinem Gewissen gefolgt. Es kann bedrohlich sein, wenn man feststellen muß, daß man manche seiner Vorhaben und Wünsche nicht umsetzen konnte. Aber viel schlimmer ist es, wenn man merkt, daß man seine eigenen Werte verraten hat. Vielleicht stellt man fest, daß man aus bestimmten Gründen auf einmal auf eine ganz andere Spur gekommen ist, als man eigentlich eingeschlagen hat, oder daß man sich für eine Kleinigkeit verkauft hat, die nun gar nicht mehr bedeutend erscheint. Entweder kann die Richtung noch einmal korrigiert oder das nachgeholt werden, was man versäumt hat. Wenn manches anders lief als gedacht, muß man sich damit einverstanden erklären können, daß es so war. Das ist nicht immer einfach, braucht Zeit und innere Kämpfe. Unter Umständen muß man den Menschen vergeben, die Schuld daran waren, daß einiges nicht so gelungen ist, wie man es wollte. Vielleicht muß man sich auch selbst vergeben, weil man versagt hat und unter der Zielmarke geblieben ist. All das sind wichtige Prozesse in diesem Alter. Dabei kann es sein, daß alte Wunden erneut aufplatzen weil vieles nicht mehr rückgängig zu machen ist, man muß es in seinen Lebenslauf integrieren, auch wenn es schwerfällt und überhaupt nicht hineinzupassen scheint.

Das, was nicht gelungen ist, darf nun nicht zur Bedrückung führen, und das, was zum Erfolg wurde, darf nicht stolz machen. In beiden Fällen bleibt man stehen. Und das Leben geht doch weiter, oder? Der Gipfel der Schaffenskraft, das Lob der Freunde ist nicht alles, es kommt noch mehr. Das ist nicht einmal der Höhepunkt des Lebens, höchstens ein Höhepunkt von vielen.

Ich wünsche Dir, daß Du an Deinem 50. Geburtstag zufrieden und glücklich auf Dein Leben zurückschauen und sagen kannst: „Es war alles gut!“ Auch dann, wenn eben nicht alles so optimal war. Aber viele Mißerfolge erweisen sich im Rückblick als die Momente, die Dich vorangebracht haben.

Also, Prost, ich stoße jetzt schon auf die Feier Deines 50. Geburtstags an.

Deshalb bin ich mir fröhlichen Grüßen,

Dein Papa.

P.S. Du siehst an diesem Bild vom Schloß auch, wie schön es ist, viele Freunde zu haben und zwar nicht nur vorübergehende, sondern lebenslange Freunde. Aber das muß gezielt aufgebaut und gepflegt werden, Freundschaften entstehen nicht von selbst, sondern sind auch ein Stück Arbeit!

6. Bild:

Das Gartenhaus

Im Abseits?

Es ist schön, daß Sie uns besuchen. Seit wir hierher gezogen sind, haben wir nur noch wenig Gäste. Es ist ruhig geworden in unserm Leben. Schauen Sie sich nur um! Sie müssen sich auch erst daran gewöhnen, daß alles so anders ist? Wir mußten das auch. Es war für uns eine gewaltige Umstellung vom großen, geräumigen Schloß hierher. Aber wir wollten es ja so. Wir haben unser Leben gelebt und suchen die Ruhe. Andere sollen nun die großen Räume des Schlosses mit Leben erfüllen. Wir brauchen nicht mehr soviel Platz.

Soll ich Ihnen unser kleines Häuschen zeigen? Es war früher das Haus des Gärtners. Da das Schloß einen großen Park besaß, brauchte es einen Gärtner, der hier gewohnt. Nun sind wir dort eingezogen und wir nennen es „das Gartenhaus“, weil es weit hinten im Park, weit ab vom Schuß mitten in einem wilden Garten steht. Ja, es ist klein – aber wir fühlen uns sehr wohl hier, wir brauchen nicht mehr, denn wir sind alt. Wir müssen dann schon nicht mehr so viel versorgen, was uns Mühe machen würde.

Der kleine Windfang ist doch einladend, nicht wahr? Hier ist unsere Garderobe, legen Sie doch ab, im Haus ist es warm. Hier stehen auch unsere Schuhe. Die sind wichtig, wir sind viel draußen im Garten. Nein, wir haben keinen Nutzgarten. Es genügt uns herumzugehen und zu sehen, was sich in dieser Wildnis so alles tut. Es gibt genug zu entdecken. Wenn wir Beeren, Obst und Gemüse hätten, dann wären wir doch nur immer am Arbeiten – und wir haben unser Leben lang genug gearbeitet. Wir bekommen jetzt alles von unseren Kindern, denen wir das Schloß überlassen haben.

Ja, kommen Sie ruhig herein. Vorsicht, der Türsturz ist etwas niedrig. Ja, hier ist unsere gut Stube. Die vielen Bücher haben wir mitgebracht, von ihnen konnten wir uns nicht trennen. Die Sitzecke haben wir verkleinert und nur ein paar Korbmöbel in die Ecke gestellt. Wir haben ja nicht mehr so viel Besuch und feiern keine großen Feste mehr. Dort halten wir uns meistens auf und lesen. Der Kamin ist unser großer Stolz. Da sitzen wir oft abends am Feuer, sind in Gedanken versunken, dann kommt uns bestimmt ein Erlebnis von früher in den Sinn, wir erzählen uns das und reden darüber.

Es ist schön, miteinander alt zu werden. Nun sind wir schon so lange verheiratet! Das schafft Vertrautheit, wir kennen uns und kennen uns doch immer noch nicht. Es gibt immer wieder neues aneinander zu entdecken. Und jetzt wo wir Zeit haben, können wir uns noch viel besser aufeinander einstellen, einander fragen und zuhören. Das ist früher oft zu kurz gekommen in der Hektik des Alltags. Aber jetzt haben wir Zeit und wir können unser Tempo selbst bestimmen. Sie werden es nicht glauben: Wir sitzen manchmal die ganze Nacht hier am Feuer. Wir müssen ja morgens nicht zur Arbeit, da müssen wir auch nicht beizeiten ins Bett. Sie suchen nach unseren Gemälden? Die meisten haben wir im Schloß gelassen, nur diejenigen haben wir mitgenommen, die uns ganz besonders gut gefallen. Sie hängen im Schlafzimmer. Auch diesen Raum haben wir uns gemütlich eingerichtet. Ja, auch im Alter ist das Schlafzimmer noch ein wichtiger Ort der Begegnung. Auch hier geht es ruhiger zu und wir können uns mehr aufeinander einstellen. Das ist schön. Ach, was rede ich da. Trinken Sie ein Tasse Tee? Bei uns gibt es Tee, das ist gemüthlicher, wir zelebrieren unseren Tee nach ostfriesischer Art. Das ist einfach auch ein Teil unserer Tradition, die wir uns erhalten haben. Man braucht ja Traditionen, besonders jetzt. Das sind dann die vertrauten Abläufe, an denen man sich festhalten kann, sie halten uns aufrecht und verhindern, daß wir uns gehen lassen. Auch hier im Gartenhaus wollen wir nicht alles loslassen, sondern unseren Stil weiterpflegen. Aber wir tun es für uns, wir sind uns das wert. Wir müssen dabei nicht mehr auf andere achten.

Sehen Sie, dieser Raum war die Werkstatt des Gärtners. Wir haben ihn als Bibliothek einrichten lassen, weil er keine Fenster hat, haben viele Bücher Platz. Wir konnten ja nicht alle im Wohnzimmer unterbringen. Hier sitze ich noch manchmal und schreibe. Es ist gleichzeitig mein Arbeitsraum. Um mich auch geistig fit zu halten, schreibe ich immer noch.

Das will zwar niemand mehr lesen, deshalb tue ich es für mich. Es hilft mir, mich zu konzentrieren.

Meine Frau hat sich einen kleinen Wintergarten hergerichtet. Unter dem Glasdach kann sie ihre Blumen versorgen und hat ihren Arbeitsplatz – im Grünen gewissermaßen.

So hat auch jetzt noch jeder seinen Bereich, in dem jeder etwas für sich allein macht. So, damit haben Sie unser ganzes Haus gesehen, mehr gibt es hier nicht. Wenn es im Sommer warm ist, setzen wir uns auch auf die Terrasse. Abends, wenn es dämmerig wird, ist es dort so still und friedlich. Wir hören dem Gesang der Vögel zu, sie singen unser Nachtlied, denken wir manchmal, und ab und zu besucht uns ein Reh auf der Wiese. Es äugt dann zu uns herüber und wir beobachten es ganz ruhig. So habe ich mir meinen Lebensabend immer vorgestellt. Sie fragen, ob wir uns auf dem Abstellgleis fühlen nach diesem aktiven und quirligen Leben? Nein. Natürlich sind wir hier an den Rand gerutscht, aber im Abseits sind wir nicht gelandet. Im Gegenteil: Wir sind in der Mitte unseres Lebens angekommen.

Der Mittelpunkt

Bitte, nehmen Sie Platz, der Tee dampft schon. Wir haben Zeit und können reden. Bitte, greifen Sie zu und schenken Sie sich selbst ein, meine Hand zittert etwas, ich fürchte, ich würde zu viel verschütten.

Sie waren ja auch bei der großen Feier zu meinem 50. Geburtstag dabei. Damals wurde viel Lobendes über mich gesagt. Das hat mich ja gefreut. Aber es hat nicht alles so gestimmt. Ich gebe zu, daß vieles nur ein Schein war, eine Fassade. Natürlich war ich erfolgreich und hatte meine Lebensziele erreicht. Aber ich spürte, daß das nicht alles war. Was macht man, wenn man seine Ziele erreicht hat? Am Ziel zu sein, ist manchmal schlimmer als unterwegs zu sein. Sehr schnell wird alles fad und langweilig. Man hat ja alles erreicht, es gibt keine Herausforderungen mehr.

Ich habe mich dann noch weiter vorgewagt, als ich es mir hätte vorstellen können. Ich habe mich für ein politisches Mandat aufstellen lassen, das ich dann auch einige Jahre ausübte. Aber warum sage ich das, das wissen Sie ja!

Ich war mächtig und hatte Einfluß, aber gleichzeitig spürte ich meine Grenzen. Ich war eben nicht mehr der Jüngste, die Jahre hatten mich gezeichnet. Wenn ich die Jungen sah mit ihrem Elan, konnte ich leicht neidisch werden. Mit ihrer Energie und ihrem Einsatzwillen haben sie mich oft abgehängt. Ich konnte nicht mehr mithalten. Jetzt, wo ich in der Lage gewesen wäre, mit anderen zu konkurrieren, um zu zeigen, was ich kann, ging es nicht mehr so, wie ich wollte.

Ich spürte meine Grenzen. Das Alter machte sich bemerkbar, ich war nicht mehr unendlich belastbar. Öfter mußte ich aussetzen, weil ich krank wurde oder mich ausruhen mußte. Das hat mich manchmal sehr geschmerzt. Nein, es waren nicht die körperlichen Schmerzen, es war eher das Gefühl, zurückgesetzt und überholt zu werden. Ich mußte meine Grenzen annehmen und akzeptieren, um mit ihnen leben zu können.

Es gab einen Tag, da hätte ich einen großen Vortrag halten sollen. Eine wichtige Gruppe hatte mich eingeladen. Das wäre die Krönung meiner Arbeit gewesen. Aber kurz vorher wurde ich krank. Ich wollte trotzdem die Aufgabe übernehmen und habe die Krankheit einfach beiseite geschoben. Ich wollte mich nicht unterkriegen lassen. Früher habe ich das oft so gemacht, meine Schwäche einfach ignoriert. Aber diesmal ging es nicht. Es kam zu einem richtigen Zusammenbruch. Ich war körperlich und seelisch ein Wrack. Ich stand total neben mir, alles drehte sich innerlich und äußerlich. Ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen und viele bedrückende Erlebnisse, die ich längst vergessen hatte, fielen mich plötzlich wieder an. So konnte ich den Vortrag nicht halten. Meine Frau sagte für mich ab. Ich habe dann später erfahren, daß ein junger Redner diese Chance genutzt hat und es für ihn ein bravouröser Einstieg in eine steile Karriere war.

Das hat mir zu denken gegeben. Zum einen wurde mir klar, daß ich der nächsten Generation nicht im Weg stehen darf. Ich muß denen Platz machen, die jetzt kommen. Aber ich habe auch gesehen, daß es damit nicht getan ist. Es genügt nicht, nur einfach den Platz frei zu geben. Ich mußte den Jüngeren helfen, diesen Platz auszufüllen. Dabei hatte ich noch eine wichtige Aufgabe: der nächsten Generation zu helfen, ihren Weg zu finden. Seither habe ich nicht danach geschaut, wie ich gut ankomme, sondern wo ich anderen, Jüngeren helfen kann, damit sie vorankommen. Ich habe aufgehört, Konkurrent zu sein, das lag mir sowieso nicht, und war Förderer und Mentor für andere. Es hat mir Zufriedenheit und Sinn gegeben, wenn ich gesehen habe, wie die, die ich beraten und gestützt habe, hoch gekommen sind und Erfolg hatten. Ich hatte ja die Leiter bis oben hin geschafft, das denke ich zumindestens, höher hinauf mußte es nicht gehen. Und nun konnte ich anderen helfen, die schwierigen Stufen selbst zu erklimmen. Ja, es ist nicht einfach auf dieser Leiter und viele sind schon abgestürzt. Vor allem dann, wenn sie niemanden hatten, der ihnen hilfreich die Hand bot. Ich mußte also nicht mehr für mich kämpfen, sondern ich konnte mich für andere einsetzen. Das gab mir Befriedigung. Was wollte ich eigentlich sagen? Ach ja, ich lernte in dieser Zeit, daß es nicht auf das Drumherum ankommt, sondern auf das, was in einem ist. Nicht die äußeren Bedingungen sind das entscheidende, sondern die inneren Werte geben Halt und Sicherheit. Das konnte ich immer wieder den Jüngeren zeigen und sagen, die so leicht in der Gefahr waren, sich im Äußeren zu verlieren und nur die Bedingungen zu verändern anstatt sich selbst. Ich fand also zu mir selbst, könnte ich sagen. Und ich muß hinzufügen: wieder einmal. Mein ganzes Leben war eine Reise zu mir selbst. Aber nun hatte ich den Eindruck, ich war bei mir selbst, in meiner Mitte, angekommen.

Treue im Kleinen

Nehmen Sie noch eine Tasse Tee? Greifen Sie ruhig zu, wir können uns doch Zeit lassen.

Meine Frau macht bestimmt eine neue Kanne, wenn sie leer ist.

Wissen Sie, ich habe eines festgestellt: Man kann sich selbst nicht ausweichen. Die eigenen Persönlichkeit begleitet einen das ganze Leben lang. Da ist es schon wichtig, daß man lernt mit sich selbst zurecht zu kommen. Und daß man an sich arbeitet, sich formt und gestaltet, damit man zu dem wird, was man sein soll. Das dauert ein Leben lang – das ist meine Erfahrung. Man ist kein fertiger Mensch von heute auf morgen. Und statt sich auszuweichen oder sich etwas vorzumachen, muß man zu sich finden und sich selbst ehrlich begegnen. Je ehrlicher man zu sich selbst ist, desto besser kommt man mit sich zurecht – und mit den anderen Menschen übrigens auch.

Aber sich selbst treu zu bleiben, wenn man sich erkennt mit allen Fehlern und Mängeln, das ist ganz schön schwer. Am liebsten möchte man vor sich selbst davon laufen. Und ich habe viele kennen gelernt, die vor sich davon gelaufen sind, oder ihrer Frau davon gelaufen sind oder ihrer Arbeit davon gelaufen sind, nur weil sie es mit sich selbst nicht ausgehalten haben. Auch ich habe mich einige Male in meinem Leben auf der Flucht erwischt. Dabei habe ich gemerkt, wo ich auch hingeh, ich nehme mich selbst immer mit, da kann ich doch gleich umdrehen. Es war die Gnade Gottes, daß er sich mir dann immer wieder in den Weg gestellt, mir einen Spiegel vorgehalten und mich zur Rückkehr gezwungen hat. Dann bin ich wie ein geprügelter Hund und wie ein elender Versager heimgekehrt. Ich war dann nicht der große Held, der ich gern hätte sein wollen, der mit allen Wassern gewaschene Abenteurer. Ich fühlte mich klein und mickrig und ich wußte, es gibt noch viel zu tun, ich mußte noch viel an mir arbeiten.

Aber das habe ich dann auch gemerkt – nicht, daß Sie jetzt meinen, ich hätte dann wie ein Bildhauer selbst an meiner Persönlichkeit modelliert und wäre nur darauf bedacht gewesen, etwas möglichst Optimales aus mir zu machen. Nein! Dabei hätte ich mich ja dann doch wieder nur um mich selbst gedreht.

Ein anderer nahm mich in seine Werkstatt, wenn ich bereit dazu war, und hat an mir herumgeschnitzt, gefeilt, gesägt und mir geholfen, mit meinen harten und unangenehmen Stellen fertig zu werden.

Sie schauen erstaunt? Ja, das ist ja nur ein Bild. Konkret heißt das: Je mehr ich mich um andere gekümmert habe und mich eingesetzt in der Aufgabe, die mir zugewiesen wurde, desto mehr habe ich selbst profitiert. Wenn ich mich in den Dienst hineinverloren haben, der mir aufgetragen war, dann konnte ich mich finden. Der Einsatz für Gott war gleichzeitig auch seine Arbeit an mir. So sieht die Werkstatt Gottes aus!

Und es waren viele kleine Details, die wichtig wurden. Die Treue im Kleinen ist manchmal mehr als jede große Tat. Dranzubleiben und nicht aufzugeben, auch mit weniger zufrieden zu sein, das macht bereit und fähig für Größeres. Auch schwierige und ausweglose Situationen durchzuhalten – das hat mir letztlich mehr gebracht als große Aktionen, bei denen ich dachte, daß sie mich meinem Ziel einen riesigen Schritt näher bringen. Erst im Alter habe ich gelernt, mich auf das Überraschende und Unvorhergesehen einzulassen. Vorher wollte ich immer alles selbst in der Hand haben, plante sorgfältig und war unzufrieden mit mir und den Umständen, wenn es nicht so ging, wie ich es wollte. Dann habe ich erkannt, daß gerade in den überraschenden Momenten, in den Pannen und Schwierigkeiten, die sich ergeben haben, mehr Leben steckten, als in allem Vorhersehbaren. Diese Herausforderungen haben mir am meisten gebracht. Als ich das erkannte, gelange es mir immer mehr, die Dinge aus der Hand zu geben, ich mußte nicht alles festhalten und unter Kontrolle haben.

Ach was sage ich Ihnen, ich erteile ja schon wieder Ratschläge, das ist eben der Schatz des Alters, viele Erfahrungen, die man gern mit anderen teilen möchte. Es wäre ja jammerschade, wenn dieser wertvolle Schatz bald auf dem Friedhof vergraben würde und er dann endgültig weg wäre, hahaha.

Dranbleiben!

Aber die Sache mit der Treue ist etwas, was mir selbst gilt. Gerade jetzt, wo ich meine Grenzen so deutlich spüre und mich manchmal auch der Zweifel überrollen möchte, ist die Treue gefragt. Dranbleiben an dem, was ich gelernt habe, den eigenen Werten und Lebensordnungen, das macht auch Mühe. Sich nun nicht gehen zu lassen, dem Selbstmitleid, das in meinem Leben immer darauf gelauert hat, das es hervorkommen kann, keinen Raum zu geben. Gerade jetzt, wo ich die Schwäche spüre, stark zu sein, um den drohenden Verfall abzuwehren, das kostet Energie und – ich kann es nur mit diesem geschmähten Wort bezeichnen: Disziplin.

So haben wir unseren regelmäßigen Tagesablauf, den wir allerdings auch gern einmal unterbrechen. Wir machen unseren täglichen Spaziergang, um fit zu bleiben, und wir lassen nicht nach, uns für unsere Umwelt und die Geschehnisse dieser Welt zu interessieren. Manchmal müssen wir uns richtiggehend dazu zwingen, vor allem dann, wenn die Schreckensmeldungen in den Zeitungen gar zu schlimm werden. Wir sagen dann manchmal: Wie gut, daß uns das nicht mehr betrifft. Aber das ist falsch! Natürlich muß uns das betreffen!

Verzeihen Sie, wenn ich noch ein anderes altertümliches Wort gebrauche: Gerade jetzt im Alter ist ein Leben der Zucht nötig. Das geht natürlich nur, wenn man sein ganzes Leben so verbracht hat! Sehen Sie unseren Garten an: Er ist total verwildert, niemand tut etwas daran, er kann wachsen wie er will. Das gefällt uns und für unseren Garten ist das richtig, aber für unser Leben wäre das nicht gut. Wenn wir jetzt im Alter nachlassen und nicht mehr das Unkraut in unserem Leben jäten – und das jeden Tag –, dann sind wir bald zugewachsen und verwildert, dann sieht es schnell in unserem Leben aus wie Kraut und Rüben, dann ist nichts mehr fruchtbar, es herrscht nur noch eine große Unordnung. Wenn man freilich erst im Alter anfängt den Lebensgarten aufzuräumen und die Wildnis zu kultivieren, dann ist es fast zu spät. Wenn das Unkraut das ganze Leben gewuchert hat, kann man es nicht auf einmal

beseitigen. Vor allem fehlen dann die Kräfte für diese gründliche Aufräum-Aktion. Es ist deshalb nötig, das ganze Leben seinen Garten in Schuß zu halten, damit es darin blühen, wachsen und gedeihen kann.

Denn das ist das Ziel des Lebens, daß man Frucht bringt. Zuerst denkt man bei Frucht an den eigenen Erfolg. Man ist stolz auf seine eigene Leistung, vergleicht seine Ernte mit der der anderen. Man will besser sein und mehr haben. Man bezieht dann seinen Wert aus dem, was man getan hat und was die anderen darüber denken, und heischt nach Anerkennung. Aber immer mehr habe ich herausgefunden, daß die eigentliche Frucht des Lebens das Leben selber ist, seltsam, nicht wahr? Man wird selber reif, weil man wächst. Und vor allem später, wenn man keine Leistungen mehr vorzeigen kann, reduziert sich alles auf das eigene Leben. Und wenn man dann sagen kann: mein Leben war nicht nur fruchtbar, sondern es ist die Frucht aller Erfahrungen und Erlebnisse, die Frucht von Leid und Mangel und Schwierigkeiten – dann kann man es zufrieden anschauen und glücklich beenden. Dann hat der Zweifel und das Selbstmitleid keinen Raum mehr. Dann hat man nicht nur das Lebensziel erreicht, sondern ist das Lebensziel.

Das möchte ich Ihnen an einem Beispiel zeigen: Als junger Mensch habe ich nach meiner Berufung gefragt. Es war ein schwieriger Weg und hat mich viele Mühen und Umwege gekostet herauszufinden, was Gott von mir will, was ich für ihn tun soll. Das ging nur durch die Erfahrung von Fehlern, bittere Fehler und Mißerfolge. Ich dachte dabei, die Berufung liegt in dem, was ich tue, daß ich nützlich für Gott bin. Ich freue mich, daß ich das tatsächlich in einigen Punkten sein konnte. Aber wenn ich es heute betrachte, war es erbärmlich wenig. Heute denke ich, daß Berufung eher heißt, ein Leben zu führen, das ganz auf Gott ausgerichtet ist, daß es lediglich meine Berufung ist, ihm zu gehören. Das Leben, das er mir geschenkt hat, ist die Berufung. Am Ende gebe ich es ihm zurück und sage, das ist daraus geworden, ich gebe es dir zurück. Denn das Leben ist ja nicht mein eigener Besitz, sondern eine Leihgabe Gottes an mich. Freilich habe ich alle Freiheit, daraus das zu machen, was ich für richtig halte. Aber Gott fragt mich nicht am Ende meiner Tage: Was hast du getan? Sondern er fragt mich: Wer bist du geworden?

Sterben

Ach was! Ich doziere schon wieder. Ja, wem das Herz voll ist, dem geht der Mund über. Es freut mich, daß Sie mir so interessiert zuhören, das belebt mich richtiggehend, glaube ich. Sonst bin ich nicht so gesprächig. Wollen wir uns hinaussetzen in den Garten? Es ist ein schöner Abend. Sie sollen auch den Frieden des Abendlichtes genießen. Ja, kommen Sie mit. Hier ist eine lauschige Sitzecke und wir sind windgeschützt. Eigentlich müßten wir jetzt miteinander schweigen – aber es gibt so viel zu reden!

Sie haben mich nach meinem Verhältnis zum Tod gefragt. Es ist mutig, daß Sie dieses Thema ansprechen, viele klammern es aus.

Ganz offen gesagt, ich bin in der letzten Zeit oft sehr müde. Ich setze mich in den Sessel und döse ein. Dann denke ich manchmal, das ist eine Stück wie das Sterben, einschlummern, langsam in den Schlaf hinübergleiten. Es ist so, wie wenn langsam ein Licht verlöscht oder so wie heute Abend, wenn die Dämmerung kommt, die Farben verblassen und alles schwarzweiß wird, die Silhouetten zunächst schärfer, aber dann immer blasser werden und zuletzt die Nacht ein dunkles Tuch über alles legt und der große Friede einkehrt.

Aber wenn ich mir das so vorstelle, dann kommt auch die Angst in mir hoch. Ich schrecke auf und will das Licht anmachen oder mich in Bewegung versetzen, damit ich wieder wach werde. Das Sterben hat etwas Gnadenloses an sich. Da ist die Wirklichkeit meines Lebens auf einmal ganz ursprünglich, ganz nackt und erbarmungslos zu sehen. Dann wird nichts mehr beschönigt. Es ist endgültig und ich sehe meine ganze Existenz in seiner ganzen Erbärmlichkeit, es war nichts. Das Sterben schafft eine große Ernüchterung. Ich kann mir

nichts mehr vormachen, ich habe nichts mehr in der Hand. Das ist hart, das ist grausam. Ich will dann noch schnell irgendetwas tun, was diese Leere mildert und füllt, irgendetwas in die Hand nehmen, was ich vorweisen kann, damit das Ende nicht so radikal ist, ein Fotoalbum zum Beispiel oder ein Erinnerungsstück an frühere Erfolge. Dann will ich mich festhalten an einer guten Tat, die mir in den Sinn kommt, um zu zeigen, es war nicht sinnlos! Aber gleichzeitig merke ich, daß das alles keinen Bestand hat. Es verdorrt und vertrocknet im Angesicht des Todes. Wenn das Licht ausgeht, dann verblaßt auch das alles und ist zuletzt nicht mehr zu sehen. Ich stehe dann ganz allein in der Finsternis, ich sehe nicht einmal mich selbst. Ich kann nichts tun und das fällt mir am schwersten, dazustehen und nichts tun zu können. Ich kann die Situation nicht verändern, ich kann nicht zurückgehen und fliehen und ich kann auch nicht vorangehen, was ich gern tun würde. Ich muß warten - und warten ist mir schon immer schwer gefallen! Ich stehe da und warte. Ich stehe im Dunklen und kann nichts tun. Auf wen warte ich? Auf Jesus, daß er kommt und mich abholt. Ich weiß, daß er es tun wird. Und ich will treu sein bis zum Ende, deshalb warte auch ich auf ihn. Ich will stehenbleiben, bis er mich abholt. Viele Menschen werden im Alter zynisch oder sarkastisch und werfen kurz vor dem Ende ihren Glauben über Bord. Sie vertrauen nicht darauf, daß Jesus kommt und auch jetzt noch in die Zukunft führt. Sie denken, er hat sie vergessen oder sie wollen allein diesen Weg durchs Dunkel gehen. Aber das geht nicht. Doch das Warten ist so schwer. Es ist Vertrauen dazu nötig. Wer dieses Vertrauen ein Leben lang eingeübt hat, kann es auch dann, wenn es darauf ankommt. Aber es ist wirklich nicht einfach: Im Nichts zu stehen, nichts tun zu können und zu vertrauen. Ich hoffe, daß ich es kann, wenn meine letzte Stunde kommt.

Nun ist es fast schon dunkel und wir reden über diese schwierigen Dinge. Ist es Ihnen kalt geworden oder liegt es am Thema, daß es Sie schüttelt? Sollen wir hineingehen? Nein, es ist besser, wir sitzen einfach noch ganz still ein paar Augenblicke hier.

Tröstet Sie es, wenn ich ein Gebet spreche?

„Herr, du Gott des Lebens! Wir kommen zu Dir am Ende des Tages, am Ende des Lebens. Nimm uns, wenn das Licht vergeht, in Deine erbarmende Hände. Laß uns nicht auf Dich warten und dabei das Vertrauen verlieren, sondern komme Du uns mit Deinem Licht entgegen. Wir geben uns in Deine Obhut, denn Du bist das Leben. Bei Dir leben wir, auch wenn wir sterben. Bei Dir ist der Tod nicht finster, in Deinem Licht haben die Schrecken der Nacht keine Macht. So führst Du uns in Deine Zukunft – auch wenn es Deine Ewigkeit ist. Amen.“

Die Freude des Alters

Gehen wir hinein. Ich frage meine Frau, ob Sie Ihnen noch etwas zu essen macht, bevor Sie gehen. Nein? Hat es Sie erstaunt, daß ich ein Gebet spreche?

Ich bete viel, ich bete mehr als in den aktiven Tagen meines Lebens. Das ist nun heute meine Aufgabe und ich habe die Zeit und die Ruhe dazu. Ich bete für alles, was mir einfällt: für die früheren Freunde, meine Familie, für das, was ich in der Zeitung lese oder durch Briefe erfahre, die mich erreichen. So bin ich ständig im Gespräch mit Gott. Er ist mir wie dein guter Freund, der bei mir ist und gern hört, was ich sage. Manchmal werde ich unvermittelt an jemanden erinnert und ich bete für ihn. Das ist dann wie ein Fingerzeig Gottes, er stupst mich an, damit ich diesen Menschen vor ihn stelle.

Hier draußen, das Gärtnerhaus am Rande des Parks ist eine Gebetsstation. Nun, ich würde das nicht jedem so sagen, aber es stimmt. Was ich früher an Gebet versäumt habe, kann ich nachholen.

Das ist eine der Aufgaben, die ich heute noch habe. Sie haben mich ja auch gefragt, was ich so Tag für Tag tue.

Ein anderer Teil ist, daß die Enkel zu uns kommen. Endlich habe ich Zeit, mich in Ruhe um Kinder kümmern zu können. Ich beobachte ihr Wachsen, ich kann mit ihnen spielen, beim Toben zusehen und reden. Das konnte ich früher nicht, da war ich viel zu gehemmt und steif – aber heute kann ich das, eigenartig! Mit den Enkeln habe ich ein intensiveres Verhältnis, als ich zu meinen eigenen Kindern hatte, als sie noch klein waren.

Ich schaue ihnen zu, wie sie in unserem wilden Garten spielen. Das erinnert mich an meine eigene Zeit im Garten. Ich sitze dann hier und die Enkel toben irgendwo durch den Garten, sie wissen oft gar nicht, daß ich hier bin. Aber ich passe auf sie auf, fast ganz heimlich. Sie dürfen tun was sie wollen, aber ich bin hier und achte darauf, daß ihnen nichts geschieht. Das ist meine Aufgabe. Ich weiß gar nicht, ob damals, als ich im Garten spielte, auch jemand da war und auf mich geachtet hat, vielleicht. Ich denke dann, daß das eine wichtige Aufgabe des Alters ist, dafür zu sorgen, daß die übernächste Generation sicher aufwachsen kann, ihnen Schutz zu geben, ganz zurückhaltend und ohne viel darüber zu reden, die Hände fürsorgend über das junge und zarte Leben zu halten. Was kann ihnen alles geschehen! Wie gefährdet sind sie doch heute! Da brauchen sie uns Alten unbedingt.

Und noch eine andere Aufgabe habe ich in meinem Alter. Ich traue mich fast nicht, Ihnen das zu sagen, vielleicht halten Sie mich dann für einen Spinner!

Vor einiger Zeit saß ich hier im Dunkeln und habe die Nacht genossen, es war ein sternklarer Himmel und der Mond war noch nicht aufgegangen. Ich habe die Sterne beobachtet und war vielleicht ein wenig eingenickt. Da hört ich auf einmal Geräusche. Ich schrak hoch. Wer hatte hier in der Nacht im Park etwas zu suchen? Vom Zaun klangen gedämpfte Stimmen herüber. Ich nahm wahr, daß Leute darüber kletterten, ich hörte es Klirren und raschelnde Geräusche. Offensichtlich war jemand auf unser Grundstück eingedrungen, bestimmt nicht in guter Absicht. Ich stand auf, denn in meinem Alter hat man keine Angst mehr vor den Menschen, man kennt sie ja durch und durch. Leise ging ich auf die Eindringlinge zu. Sie hörten mich nicht, bis ich unmittelbar vor ihnen stand. Dann sprach ich sie an. Sie waren so verdutzt, daß sie im Schreck wie starr stehenblieben. Es waren junge Burschen, die vielleicht unsere Obstbäume abernten wollten, vielleicht hatten sie auch Schlimmeres vor. Einen kannte ich von früher, ihn sprach ich mit seinem Namen an. Ich redete ihnen eindringlich ins Gewissen. Sie sagten kein Wort. Dann verwies ich sie aus dem Garten und drohte ihnen, wenn noch etwas vorkäme, würde ich sie der Polizei melden. Sie verschwanden mit gesenkten Köpfen, immer noch ohne einen Ton zu sagen. Mein Erscheinen muß ihnen Eindruck gemacht haben. Danach habe ich empfunden, daß es meine Aufgabe ist, Wächter zu sein, dort im hinteren Teil des Grundstücks, dazu wohne ich im Gartenhaus. Ich habe zwar nicht mehr die Kraft, den Garten zu bebauen und zu pflegen, aber ich kann ihn bewachen. Das will ich tun und deshalb versuche ich mich wach zu halten. Das heißt nun nicht, daß ich nicht schlafe. Aber ich will mit ganz offenen und bereiten Sinnen hier sein und dieses Wächteramt auf menschliche und auf geistliche Weise ausüben. Und wenn es sein muß, bin ich ein Warner vor drohenden Gefahren. Es ist doch sinnvoll, wenn die Menschen auf die Alten hören. Nicht auf die, die ständig klagen, sondern die, die ermahnen und auf Fehler hinweisen, weil sie wachsam sind und genau mitbekommen, was geschieht – und sei es noch so sehr im Verborgenen. Ich weiß, Sie wollen nun gehen. Gleich, noch ein kleines Erlebnis, das das bestätigt, was ich gerade gesagt habe: Neulich roch es plötzlich sehr brennend. Sofort schrillten meine inneren Alarmglocken, ich war ganz aufmerksam. Ich ging dem Brandgeruch nach. Tatsächlich glostete vorne am Schloß ein Plastikeimer, in den die Asche vom Kamin entsorgt worden war. Offensichtlich war noch Glut dabei. Der Eimer stand in einem hölzernen Schuppen gleich neben dem Schloß. Wenn er in Brand geraten wäre, hätte das Feuer leicht auf das Schloß übergreifen können. Ich war froh, daß ich so aufmerksam war und die beginnende Feuersbrunst bemerkt habe, sonst wäre womöglich das ein Raub der Flammen geworden, was ich selbst aufgebaut habe.

Nun war ich aber Ihnen gegenüber nicht sehr aufmerksam. Sie wollten schon vor einiger Zeit gehen. Ich begleite Sie noch hinaus. Vielen Dank für Ihren Besuch, Ihre Gesellschaft war sehr interessant und anregend, kommen Sie doch einmal wieder vorbei. Und kommen Sie gut heim durch die Nacht. Ja, finden Sie Ihr Ziel! Auf wiedersehen...

Liebe Tochter,

Du merkst, alte Männer reden manchmal viel. Aber wenn Du zuhörst, findest Du heraus, daß sie auch etwas zu sagen haben. Sie haben viel erlebt und einen großen Schatz an Erfahrungen. Es ist gut, von ihnen zu lernen.

Vielleicht sagst Du Dir: Warum soll ich mich mit den alten Menschen beschäftigen? Ich bin doch jung und habe mein ganzes Leben noch vor mir, das Sterben interessiert mich nicht! Aber in der Bibel steht, wir sollen bedenken, daß wir sterben müssen, damit wir klug werden. Du bist klug, wenn Du Dir klar machst, daß Dein Leben ein Ziel hat und Du eines Tages „davonmußt“. Das verschafft dem Nachdruck und Konsequenz, was Du heute tust. Deine Zeit ist begrenzt – also tue das, was Du tust, mit Eifer und Hingabe. Irgendwann wirst Du für alles, was Du tust, Gott gegenüber Rechenschaft ablegen. Gut ist, wenn dann Jesus an Deiner Seite steht und für Dich spricht!

Es war für mich prägend, daß ich gleich nach der Schule ein Praktikum im Altenheim gemacht habe. Ich war auf der Pflegestation eingesetzt und dort mit vielen Sterbenden Menschen konfrontiert. Ich habe dabei erlebt, was Alter und Sterben bedeutet. Die Erfahrung des Todes hat mich erschreckt. Aber ich habe auch gesehen, daß das Sterben ganz unterschiedlich sein kann. Es gab Menschen, die sind fröhlich gestorben, und andere haben sich entsetzlich gequält und gegen den Tod gewehrt, obwohl sie nicht mehr leben konnten. Es wurde mir nach einigem Nachdenken klar, daß es einen Zusammenhang gibt zwischen dem, wie ein Mensch lebt und wie er dann stirbt. Wer sein Leben lang nur alles für sich wollte, der sich selbst der Nächste war und sich egoistisch nur um sich gedreht hatte, dem ist das Sterben schwer gefallen, denn dann mußte er endgültig loslassen und hatte nichts mehr für sich.

Wer aber sein Leben lang gelernt hat herzugeben und loszulassen, wer es immer wieder praktiziert hat, Schuld, Lasten und Besitz wegzugeben, wer es richtiggehend trainiert hat, neu anzufangen mit Jesus – der konnte leichter sterben, denn er war das Sterben ja gewöhnt. Die vielen kleinen Tode unseres Lebens, in die wir freiwillig einwilligen, sind eine Vorbereitung auf unseren letzten Tod.

Deshalb ist jeder Verzicht, jedes Hergeben und jedes Weitergehen eine gute Vorübung. Auch wenn es zunächst Verzicht bedeutet, hat es einen tiefen und guten Wert für dein ganzes Leben und vor allem für das Lebensende.

Das Sterben gehört zum Leben dazu. Durchzuhalten bis zum Schluß ist die Krönung des Lebens. Ich wünsche Dir diese Krone – sie wird Dir bestimmt stehen und Dich prächtig schmücken!

Bis dann,

Dein Papa.

7. Bild:

Der Weg zurück

Der Ruf

Es war Abend geworden. Jörg saß an seinem Platz auf der Terrasse des Gartenhauses. Seine Frau hatte ihm einen bequemen Gartenstuhl besorgt und ihn in eine dicke Decke eingewickelt. Er war in der letzten Zeit so müde gewesen, aber gleichzeitig hatte ihn auch eine große Unruhe erfüllt. Er wollte schlafen, aber die Unruhe hielt ihn wach. Wollte er dagegen aufstehen, etwas lesen oder nur herumlaufen, dann machte die Müdigkeit seine Glieder schwer. Er wechselte zwischen Schlafen und Wachen und dieser Zustand machte ihn ganz nervös und steigerte seine Unruhe. Aber gleichzeitig wurde auch die Mattigkeit größer. Nun lag hier draußen an seinem Lieblingsplatz und hatte wieder einmal beobachtet, wie es dämmerig wurde und sich die Nacht über den Garten senkte. Sein Körper war müde und sein Geist war wach. Mit offenen Augen schlief er und bekam doch gleichzeitig alles mit, was um ihn herum geschah. Er konnte kein Glied rühren und war doch innerlich ganz beweglich. So lag er hier, sein Körper war wie ein Hülle und sein Geist in großer Aufmerksamkeit. Er war bereit für den letzten Aufbruch. Er wußte, daß es nun bald so weit war.

In der Ferne rief ein Käuzchen klagend durch die stille Landschaft, nun war es schon fast ganz dunkel. War das der Ruf? Jörg richtete sich auf, er hatte den Eindruck, daß jemand an ihn herangetreten war und sich eine Hand auf seine Schulter legte. Aber es war nicht erschreckend. Es war kein lauter Ruf, sondern es kam ihm vor, als hätte ihm jemand etwas ins Ohr geflüstert, eindringlich, deutlich, befehlend.

„Ja, ich komme“, sagte er eifrig. Ja, er war bereit, darauf hatte er gewartet. Nun sollte er noch einmal aufbrechen zu einer großen Wanderung. Das begeisterte ihn, er hatte keine Angst vor diesem Weg – er war nur gespannt, wie er verlaufen würde. Er wußte nicht, wie er diesmal das Ziel erreichen würde. Bisher hatte er auf seinen Wanderungen eine exakte Karte gehabt, an der er sich orientieren konnte, er wußte sein Ziel und hatte genau geplant, welchen Weg er gehen mußte, um dort anzukommen. Dieser Aufbruch aber war ein Aufbruch ins Ungewisse. Es war ein Abenteuer, das letzte Abenteuer. Jörg wußte, daß er von dieser Wanderung nicht mehr zurückkehren würde.

„Ja, ich komme“, sagte er noch einmal. Er erhob sich wendiger, als er es sich selbst zugetraut hätte. Er fühlte sich leicht und in bester Form für diesen langen Weg. Für diese Wanderung hatte er schließlich trainiert, es war seine wichtigste Tour.

Jörg schaute sich um. Er sah niemanden, aber er spürte, daß er einen Begleiter hatte. Er war nicht allein auf dem Weg, das gab ihm Sicherheit. Die Hand auf seiner Schulter schob ihn mit einem sanften Druck in die Richtung, in die er gehen sollte. Halt, mußte er nicht etwas mitnehmen? Mußte er sich nicht zuerst verabschieden? Aber die Hand gewährte keinen Aufschub und kein Innehalten. Er brauchte kein Gepäck und keine Wegzehrung auf diesem Weg. „Komm“, sagte die Stimme ganz nah an seinem Ohr, „es ist Zeit für dich!“ Jörg wußte, daß es stimmte, es war Zeit für ihn.

Mit einem Seufzen ging er los. Als er an das Gartentor kam, blieb er stehen, die Hand ließ es zu. Er schaute noch einmal zurück. Er sah das Gartenhaus in hellem Licht, obwohl es eigentlich dunkle Nacht war. Die Fenster waren erleuchtet. Er sah seine Frau in den warmen, gemütlichen Räumen bei ihrer normalen Tätigkeit. Das Haus strahlte Geborgenheit und Heimat aus. Er würde es zurücklassen. Auf einmal kam ein tiefer Schmerz über ihn. Es war eine schöne Zeit gewesen, dort im Gartenhaus, die Ruhe, die tiefen Gespräche, die Zeit, die sie miteinander hatten. Jörg machte eine Bewegung, als wollte er umdrehen und zurückgehen, aber die Hand hielt ihn fest. „Nein, das geht jetzt nicht mehr“, sagte die Stimme bestimmt zu ihm. Da winkte Jörg mit einer Bewegung voller Sehnen und Dankbarkeit zurück. Ja, es war ein Abschied für immer. Aber er ging als ein Reicher von hier fort. Er spürte, daß er eine erfüllte und wertvolle Zeit mitnahm und daß der Glanz, den dieser Ort jetzt ausstrahlte, immer bleiben würde. Er ließ ein Haus des Lichtes und der Freude, ein Ort der Wärme und Geborgenheit zurück.

Jörg seufzte. Dann wandte er sich langsam um. Wieviele Abschiede hatte er im Lauf seines Lebens erlebt und sie waren alle Teil dieses einen Abschieds gewesen. Bei jenen Abschieden aber war immer die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit dabei gewesen. Nun war er endgültig! Er ging in die Nacht hinaus. Sein Herz war schwer und doch fröhlich. Er hatte die Tage mit seiner Frau genossen und auf gute Weise verbracht. Sie hatten sich alles gesagt, sie hatten die Vertrautheit und Nähe gelebt, wie es tiefer nicht sein konnte. In all den Jahren waren sie zusammengewachsen und wirklich eins geworden. Sie hatten sich immer tiefer verstanden. Es war ein langer Weg zueinander gewesen, aber sie hatten sich gefunden und aneinander festgehalten. Dann waren sie gemeinsam alt geworden und mit dem Alter war die Wahrheit mit in ihre Beziehung eingekehrt. Sie konnten sich wirklich sagen, was sie dachten, ohne sich zu verletzen. Sie kannten einander – und das war ein wertvolles Geschenk, sie hatten ihre Zeit miteinander genutzt. Nun konnte er loslassen. Wie wäre der Abschied wohl gewesen, wenn er jetzt hätte sehen müssen, daß noch vieles nicht gesagt war, wenn er jetzt hätte feststellen müssen, daß sie sich vieles schuldig geblieben und ihre Beziehung nicht zur Reife gekommen wäre? Jörg schüttelte sich und noch einmal ihn durchflute eine Welle der Dankbarkeit und des Glücks.

Mit anderen Augen

Die Hand schob ihn voran und stützte ihn, seine Schritte waren sicher, er stolperte nicht trotz der Finsternis um ihn herum. Es war, als ginge er traumwandlerisch vertraute und bekannte Wege. Unvermittelt stand er vor dem Schloß. Dort waren die Fenster dunkel, die Bewohner schliefen nach einem Tag voller harter Arbeit.

Er erinnerte sich an all die arbeitsreichen Stunden, die er hier verbracht hatte. Da war er oft abends auch so müde ins Bett gesunken, um in einem bleiernen traumlosen Schlaf Erholung und Erfrischung zu finden. Wie oft aber war er wachgelegen, weil Sorgen und Fragen ihn bedrückten. Jetzt sah er wie klein und gering all diese Sorgen und Nöte gewesen waren, die ihn niedergedrückt hatten. Jetzt sah er, sie aus einem anderen Blickwinkel, mit anderen Augen. Sein Weg hatte sich dadurch nicht verändert, sein Schicksal war nicht anders gelaufen, durch sein quälende Gedanken hatte er nichts verändert, nichts erreicht.

Jetzt hier vor dem Schloß stehend, in dem er einst gelebt hatte, erinnerte er sich auch an viele Momente mit seinem Kindern. Oh hätte er doch mehr Zeit mit ihnen verbracht! Er war immer in Gedanken bei seiner Arbeit gewesen und hatte kein Auge für ihre Unbekümmertheit und kein Ohr für ihre Fragen gehabt. Er hatte sie nicht ernst genommen; im Vergleich zu allem, was ihn beschäftigt hatte, war ihm das gering und unwichtig vorgekommen. Nun sah er, das es genau umgekehrt gewesen war. Seine Probleme waren unbedeutend gewesen im Vergleich zu den Sorgen seiner Kinder. Es reute ihn tief, daß er oft so hart und ungerecht gewesen war, sie angeschrien hatte, ohne sie anzuhören. Es wurde ihm klar, daß er sich viel zu selten auf ihre Seite gestellt hatte. Wenn es ihm gerecht erschienen war, hatte er sich auch gegen sein Kinder gewandt. Aber was war das für eine Gerechtigkeit, die stärker war als die Liebe? Eine tiefe Liebe zu seinen Kindern stieg in ihm auf, er hatte gar nicht gewußt, daß dieses Maß der Liebe in ihm war. Hätte er sich diese Kraft schon früher erschlossen und seinen Kindern dieses maßlose Liebe gezeigt – vielleicht würden sie dann heute als Erwachsene, nun selbst dort im Schloß wohnend, besser schlafen?

Jetzt sah er sich an seinem Schreibtisch sitzen. Er hatte die Arbeit so ernst genommen und sich bemüht, allen gerecht zu werden. Nun sah er, daß die Umstände ihn beherrscht und bestimmt hatten. Es war vieles gar nicht so bedeutend gewesen, wie es sich darstellte. Viele Anliegen, die sich so wichtig gebärdeten und ihre Sache so dringend machten, zerplatzen wie eine Seifenblase, nur ein feuchter Fleck blieb zurück. Hätte er seine Zeit anders nutzen sollen, hatte er seine Tage falsch verbracht? Er erschrak: Wie hatte er doch seine Tage mit Unnützem vergeudet! Das wurde ihm plötzlich deutlich. Hätte er doch mehr Zeit für sich, für die Stille,

für das Gespräch mit Gott genutzt, statt sich hetzen zu lassen, immer darauf wartend, daß es endlich einmal eine Zäsur gäbe, einen Moment, in dem er sagen konnte: Ich bin fertig, es ist alles getan, nun kann ich ausruhen. Aber dieser Moment war nie gekommen, immer wieder war das nächste auf ihn eingestürzt und hatte ihn mit Beschlag belegt. So war er immer in Hektik und hatte keine Zeit für das Schöne des Lebens, für die Ruhe – für das was wirklich wichtig war; für das was zählt aus seinem Blickwinkel jetzt auf dem Weg zurück. Von dieser Warte her sah alles anders aus, war wenig wirklich wichtig und dringend. Es reute ihn, daß er seine Zeit nicht anders, nicht besser genutzt hatte, daß sie so sinnlos vorbeigegangen war, daß er das Tempo nicht bestimmt hatte, sondern sich hatte jagen lassen, durch seine Tage hindurchjagen, so daß sie verflogen waren wie ein kurzer Augenblick.

Nun waren sie vorbei, seine Tage, nun hatte er Zeit, aber es war eine ganz andere Zeit. Diese Zeit, die vor ihm lag, hatte nichts gemein mit der Zeit, die hinter ihm lag. Es war eine gefüllte Zeit, sie klang wie ein feierliches Glockengeläut, majestätisch, feierlich, voll und ruhig. Die Zeit, die hinter ihm lag, war nur Lärm um nichts, Geräusche ohne Sinn und Kontur.

Diesmal schob ihn die Hand auf seiner Schulter nicht weiter, er wurde nicht gedrängt und bestimmt. Sein Begleiter stand ruhig und unsichtbar neben ihm und ließ es zu, daß Jörg sich die Zeit nahm, all die vergeblichen Mühen seines Lebens noch einmal in die Hand zu nehmen und neu zu ordnen. Dadurch kam mancher Wirrwarr in Ordnung und viele Knoten wurden gelöst. Der Knäuel der Vergangenheit löste sich auf, entwirrte sich und fügte sich neu zusammen. Aus den einzelnen Fäden, die mühevoll und schlampig zusammengeknüpft waren, entstand ein großes, schönes Tuch. Es wirkte wie ein gewaltiger Gobelin, geeignet, um ihn an die Wand des großen Saales im Schloß zu hängen. Alle Ereignisse und Geschehnisse, die hier im Schloß geschehen waren, waren hineingewirkt. Aber es waren nicht viele einzelne Bilder, die keinen Zusammenhang hatten, sondern sie waren wie ein Bild, ein großes monumentales, schönes Bild, alles paßte zusammen. Goldene Fäden durchzogen die Darstellung und gaben ihr einen tiefgründigen Wert.

„Wie gern würde ich diesen Teppich ins Schloß hängen. Es wäre eine Erinnerung an mich. Nein, noch mehr, er wäre ein Hinweis, daß Gott die einzelnen Teile zu einem Gesamtbild zusammenfügt und daß es nicht auf unser Wirken ankommt, sondern auf diesen großen Webmeister. Wie gern würde ich diesen Gobelin hier in den Saal hängen, als Hinweis und Mahnung zur Gelassenheit und Ruhe. Aber ich lasse nichts zurück. Ich hoffe nur, daß alle Menschen hier, wenn sie im Ahnensaal mein Bild aufhängen, daran denken: Er hat das Ziel erreicht. Trotz seiner Unvollkommenheit ist er dort angekommen. Es kommt eben nicht darauf an, was man tut, sondern wer man ist. Wer man vor Gott ist.“

Nun hatte für Jörg diese lange und arbeitsame Zeit im Schloß ihre ursprüngliche Ordnung gefunden. Er war fertig damit, er konnte weitergehen. Weitergehen auf dem Weg zurück, den er durch die Nacht geführt wurde. Die Hand auf seiner Schulter leitete ihn.

Die Zeit der Heilung

Sein Begleiter führte Jörg in eine Landschaft mit vielen Löchern und Höhlen. Sie kam ihm unwirklich vor, wie eine Mondlandschaft, Krater an Krater. „Was soll das?“ dachte Jörg. „war ich schon einmal hier? Was soll ich hier? Er wurde zu einer Felsspalte geführt. „Weiß du noch“, fragte ihn die Stimme nahe an seinem Ohr. Nein, Jörg wußte nicht mehr. „Geh hinein“, wurde ihm befohlen. Jörg ging hinein, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Das war das Erdloch gewesen, in dem er einen Tag gesessen hatte, damals, als seine lange Wanderung in Assisi ein Ende gefunden hatte. Von dort aus war er umgekehrt und zurückgegangen! Jetzt sah er, daß er in der Höhle nicht allein war. Viele Menschen mit würdevollen und heiligen Gesichtern umgaben ihn. Alle schauten ihn an. Er sah sich, zerlumpt und schmutzig, ein verlorenes Bündel Mensch, inmitten dieser strahlenden Gestalten. Er sah, wie sie sich über ihn beugten, ihn liebevoll anschauten und ihn mit ihrer Wärme anbliesen. Er sah, wie es ihm

warm wurde und er zu sich kam, sich aufrichtete und wie sein Blick sich langsam nach oben richtete. „Schau“, sagten die Helden um ihn her, in ihren weißen Gewändern und mit den Kronen auf ihrem Kopf, „mach deine Augen auf und sieh.“ Und Jörg sah, wie diese Elendsgestalt langsam die Augen öffnete und um sich blickte. In diesem Augenblick hielten die Heiligen, die ihn umringten, große Spiegel in den Händen und in diesen Spiegeln sah er sich selbst. Aber er sah sich nicht so, wie er war, er sah in dem Spiegelbild sich selbst, als wäre er eine von diesen wunderbaren Königen um ihn herum. Er sah, wie seine Lumpen zu lichten Gewändern wurden. Er sah sich in einem neuen Licht. „Willst du so sein?“ wurde er gefragt. Er nickte heftig. „Wenn das möglich wäre...!“

Das war der Anfang. Er wurde in einen großen Raum gebracht, der wie ein Operationsraum aussah. Dort wurde er auf einen Tisch gelegt und eine lange Operation begann. Er erlebte sie bei vollem Bewußtsein. Seine Organe wurden erneuert, seine Herz ausgetauscht. Er sah das alte, verzagte Ding wie einen verschrumpelten, fauligen Apfel und das neue Herz, das ihm eingepflanzt wurde: glänzend und golden, mutig und selbstgewiß schlug es.

Sein Sinn wurde erneuert, seine Erfahrung gereinigt, seine Füße neu justiert und der Verdauungsapparat in Ordnung gebracht. Er bekam einen Magen, der mehr aushalten konnte, dafür aber einen Hals, der nicht mehr alles durchließ. Die Gedanken wurden Stück um Stück verändert und neu geordnet. Die Arme und Hände wurden befähigt, auf feinmotorische Weise Gutes zu tun.

Jeder Schritt dieser langen Operation tat sehr weh, er war nicht betäubt und an dieser umfassenden Erneuerungsarbeit beteiligt. Bei jedem Schritt wurde er um seine Zustimmung gefragt. Mancher Schnitt tat wirklich höllisch weh. Aber er wußte, daß es genau so richtig war. Er sah sich nach einer langen Zeit der Rekonvaleszenz als einen neuen Menschen das Krankenhaus verlassen, befreit, geheiligt und befähigt das Richtige zu tun.

Durch die Dunkelheit

Ich, Jörg, wußte daß das die Zeit meiner Erneuerung gewesen war, eine lange Zeit der Heilung. Mir wurde deutlich, daß Gott mich verändert hatte und ich nur dadurch in der Lage war, anderen zu helfen und ihnen zu dienen. Es erschütterte mich, als ich mich fragte: „Warum mich, Herr, warum hast Du mich aus dem Elend gerettet, warum war ich dir so viel wert, daß du alle deine Heiligen mobilisiert hast, mich aus der Tiefe zu ziehen? Warum hast du so viel eingesetzt, um mich durch diese schwierige Operation zu erneuern?“ Und ich hörte die Antwort, sie fuhr mir tief in meine Seele: „Weil ich dich lieb habe!“ Es war also Gottes Liebe gewesen, die mich damals gerettet und aus der Tiefe herausgezogen hatte an das Licht seiner Herrlichkeit. Ich hatte es nicht erkannt. Aber ich hatte es gefühlt, ich hatte gespürt, wie ich auf einmal einen neuen Wert bekam, wie ich sicherer und stärker wurde und mich nicht mehr an das klammern mußte, was mir nur einen äußeren Wert gab.

„Komm!“ sagte mein Begleiter zu mir, „du wirst noch mehr sehen von dieser Liebe.“ Dann führte mich seine Hand ganz vorsichtig in die Dunkelheit hinein. Ein langes Stück gingen wir, ohne daß ich den Weg unter meinen Füßen fühlte. Ich spürte nur, daß es bergauf und bergab ging. Das Tempo unseres Gehens erhöhte sich, ich kam langsam außer Atem.

„Wohin führst du mich“, fragte ich ängstlich – und auch ein bißchen unwillig. Ich war mir nicht klar, ob ich diesen Weg so gehen wollte. Auch gefiel mir die Geschwindigkeit nicht. Da blieb mein Begleiter abrupt stehen.

„Sieh dich um“, befahl er mir. Ich drehte mich um und da sah ich im schwachen Licht des fahlen Mondes den Weg, den wir gegangen waren. Es war ein schmaler Pfad, der durch die Berge führte, immer hart entlang an einem tiefen Steilabhang, zeitweise verlief der Pfad über gefährliche Abbrüche und rutschige Rufen oder war überhaupt nicht mehr zu sehen. Ich nahm wahr, wie meine Spuren durch tiefe Schneewehen führten, und manchmal war der Weg so schmal, daß man ihn nur mit Seil und Haken an die Felswand gedrückt bewältigen konnte.

Mich schwindelte nachträglich, wenn ich an diesen Weg dachte, den ich gegangen war. Ich hatte nicht geahnt, in welcher Gefahr ich gewesen war. Und ich verstand: Das war der Weg meiner langen Wanderung durch die Berge; in meinen verzweifelten und verzagten Gedanken hatte ich nicht wahrgenommen, wo ich unterwegs gewesen war. In großer Geschwindigkeit war ich vorangestürmt und hatte dabei gefährliche Stellen passiert, ohne es zu merken. Was hätte mir alles geschehen können! Wie hatte ich diesen Weg nur bewältigt?

Da sagte mein Begleiter zu mir: „Schau unter dich!“ Ich fuhr zusammen. Jetzt erst stellte ich fest, daß ich auf einer schmalen Brücke stand, unter mir ein gähnender Abgrund. Die Brücke hatte kein Geländer. Und hier stand ich, ein Mensch, dem schon in geringer Höhe schwindelig wird. Mir wurde schlecht vor Angst, ich kniff die Augen zusammen. Ich konnte mich nicht rühren und hatte doch das Gefühl als würde ich anfangen zu schwingen, um dann unweigerlich in die Tiefe zu stürzen.

„Mach deine Augen wieder auf!“ sagte mein Begleiter zu mir. Langsam öffnete ich sie. Da sah ich, wie er neben mir stand: groß, stark, sicher und fest. Mit der einen Hand hielt er mich an der Schulter, mit der anderen hielt er meine Hand. Jetzt war mir klar, warum ich nicht stürzte, mit diesem Begleiter an der Seite war das gar nicht möglich. Durch ihn war ich so sicher, als würde ich zuhause im Lehnstuhl sitzen. Schritt für Schritt führte er mich über die gefährliche Brücke auf die andere Seite, bis ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte.

„Warst du auch die ganze lange Wanderung bei mir?“ Ich fragte zaghaft und vorsichtig, obwohl ich die Antwort ahnte. „Ja“, erwiderte er, „ich habe dich gehalten, ohne mich wärest du abgestürzt. Du wärest ohne meine Hilfe und meinen Beistand nicht ans Ziel gekommen!“ Mich schauderte. Er war bei mir gewesen und ich hatte es nicht gewußt. Während ich in meinen trüben, schwarzen Gedanken gefangen war, hatte er es mit mir ausgehalten und auf meinen Weg geachtet. „Danke!“ Das war alles, was ich sagen konnte. Und ich wußte, es war viel zu wenig. Aber es war ein Dank, der aus tiefem Herzen kam, jetzt erst, nachträglich, nachdem ich verstanden hatte, was er für mich getan hat. „Danke für alles!“

Nie allein!

Dann ging mein Begleiter mit mir in die Stadt. Dort hatte ich vor vielen Jahren gelebt. Ich erinnerte mich an jede Straße, durch die wir gingen, als wäre diese Zeit erst gestern gewesen. Seltsamerweise hatte sich seither nichts verändert. Es war alles so, wie ich es gekannt hatte. Aber es war Nacht, als wir nun miteinander durch die Stadt schritten. Die Hand meines Begleiters lag immer noch auf meiner Schulter. Wir gingen scheinbar ziellos durch die Straßen. Was wollte mein Führer mir zeigen? Ich war gespannt, aber er ließ sich Zeit. Dann bemerkte ich, daß er mich immer an die Stellen brachte, wo es hell war, obwohl sonst die Stadt unter einer tiefen Dunkelheit, wie unter einer schwarzen, schweren Wolke lag. Zuerst war mir gar nichts aufgefallen. Ich dachte, das Licht würde daher rühren, daß hier eine Straßenlampe die Finsternis erhellte. Aber dann sah ich, daß es keine Lampe war, nein, das Licht ging von hell leuchtenden Wesen aus, die fast unbeweglich dort standen. Ihr Licht war durchdringend und klar, es drang durch die Mauer der Häuser und strahlte bis in den letzten Winkel. Das Verborgene wurde dadurch sichtbar. Ich konnte in ihrem Licht durch die Wände schauen. Und überall, wo sich ein Wesen aus Licht aufhielt, bemerkte ich, daß es Wache hielt bei einem Menschen, der in Not und Sorge war und seinen Kummer mit einem hellen Schein erleuchtete. Ich sah die Mutter am Bett eines kranken Kindes, ich bemerkte die alte Frau gramgebeugt vor dem Bild ihres verstorbenen Mannes, ich beobachtete den Mann, der verzweifelt über einer Abrechnung saß. Und ich stellte auch fest, daß all das, was in der Stadt besonders trübe und verwerflich war, von einem Wesen aus Licht erhellt wurde, fast so, als wäre es eine Warnlampe, die auf diese Gefahr hinwies. Es stand neben dem Einbrecher und war zugegen, als der Mord geschah, es erhellte das Zimmer der Frau, die ihre Liebe für Geld verkaufte, und es hielt neben dem Nichtseßhaften aus, der im Park so schutzlos lag.

Überall dort, wo sich Not, Elend und Schuld häuften, war auch das Licht zu finden. Und ich hatte als Bruder die Lasten dieser verratenen und verlassenen Menschen auf mich nehmen wollen! Welch eine maßlose Überheblichkeit hatte ich an den Tag gelegt! Es waren andere mit dieser Aufgabe beauftragt. Sie waren bereits zur Stelle. Die Dunkelheit der Stadt war nicht finster, weil ihr Licht schien. Und ich sah mich selbst durch die Stadt laufen, so wie ich damals ausgesehen hatte, mit langen wirren Haaren und einem ungepflegten Bart. Damals hatte ich mich allein gefühlt, ich war ein Fremder unter Fremden gewesen – so hatte ich gedacht. Nun sah ich, daß auch ich von diesen Wesen aus Licht begleitet wurde und daß ich nur deswegen Licht in manche Dunkelheit hatte bringen können, weil sie bei mir waren. Es war nicht mein Licht, das ich ausgeteilt, und es war auch nicht meine Professionalität, mit der ich die verstockten Herzen erreicht hatte, sondern allein ihr Charme und ihre Klarheit. Wie hatte ich mich nur selbst so täuschen können! Bei dieser Erkenntnis stieg Scham in mir auf. Aber mein weiser Begleiter wehrte ab: „Nein, das ist nicht die richtige Reaktion. Scham ist hier nicht am Platz. Gott hat gesehen, was du eigentlich wolltest und das hat er angenommen. Er hat gesehen, daß du nicht in der Lage warst, das zu tun, was du vorhattest, aber dein guter Wille, dein lauterer Vorhaben zählte vor ihm mehr als das, was du getan hast. Das richtige Gefühl hier ist: Bescheidenheit. Werde bescheiden und einfach dem gegenüber, der das Wollen und das Vollbringen in dir schafft!“

Ja, diese Erkenntnis machte mich einfach und bescheiden. Und nun erinnerte ich mich auch daran: Damals wollte ich nur einfach und bescheiden sein. Das war meine Absicht, erst jetzt hatte ich sie erreicht. Damals war ich kompliziert und durcheinander gewesen. Aber nun war ich endlich an dem Punkt angelangt, von dem ich einst starten wollte.

Der Ort der Freude

Wir gingen weiter, mein Begleiter und ich. Wir wanderten miteinander den Weg zurück. Ich war gespannt, wo wir als nächstes hinkommen würden. In der Dunkelheit der Nacht konnte ich es nicht erkennen. Aber ich spürte, wie wir ein hohes Portal durchschritten und in einen großen Raum einkehrten. Wir standen in der Finsternis und hörten von allen Seiten ein Wispern und Raunen, ein Kichern und Tuscheln. Dann beobachtete ich eine Bewegung, ein Streichholz wurde angerissen und eine Kerze entzündet, dann noch eine. Jetzt bemerkte ich, daß wir in einer riesigen Kirche standen. Die Säulen, die schwach vom flackernden Licht der Kerzen angestrahlt wurden, waren massiv und so gewaltig, daß sie in der Dunkelheit verschwanden. Es schien, als ob der Raum gar kein Dach hätte, als ob das weite Dunkel des Firmaments das hohe Gewölbe des Kirchenschiffs darstellte. Da vorne bei den Kerzen versammelten sich einige dunkel gekleidete Gestalten. Sie begannen einen monotonen Gesang. Die Liturgie der Nacht. Es fiel mir wie Schuppen von den Augen, wir waren in der Klosterkirche und wie seit ewigen Zeiten versammelt sich die Mönche, um auch in der Nachtstunde Gottes Lob zu singen. So war es immer gewesen, so wird es immer sein. Hier an diesem Ort spielte die Zeit keine Rolle, hier berührten sich Gegenwart und Ewigkeit. Ich hatte es schon früher so empfunden, als ob sich in dieser Klosterkirche unter dem Gesang der Mönche die Tür zu Gottes Ewigkeit öffnen würde.

Ehrfürchtig hörten wir zu. Wir waren beide von dem Gesang in der Nacht berührt. „Hier bin ich zuhause“, sagte mein Begleiter. „Dieser Gesang ist die Brücke vom Diesseits ins Jenseits. Diese Mönche sind tot, obwohl sie leben. Oder auch anders herum: sie leben, obwohl sie tot sind. Deshalb ist das Kloster ein Ort tiefen Lebens. Schau dich um!“ Gehorsam sah ich um mich. Das Licht der Kerzen wurde durch das Gold der Altäre verstärkt und blitzte durch die Kirche. Die Dunkelheit bekam durch das sich widerspiegelnde und verstärkende Licht einen goldenen Schein, der immer mehr zunahm, je länger die Liturgie der Mönche dauerte. Und in diesem Schein der durcheinander blinkenden Strahlen fröhlichen Lichtes sah ich, wie sich die vielen Standbilder, die in dieser Kirche standen, bewegten, aufeinander zuingen, miteinander

tuschelten und redeten. Die pausbäckigen Engel vom Hauptaltar flatterten wie Tauben vom einen zum anderen, dazwischen schwebten die würdigen Engel des Gerichts vom Deckengemälde im Hauptschiff. Der dicke Petrus war von seinem Altar gestiegen und spiegelte mit seinem goldenen Schlüssel wie ein Lausbub das Licht hinüber zu Paulus, der mit der schweren Bibel in der Hand das Licht einzufangen schien. Beide lachten aus vollem Hals. Ein Märtyrer, blutüberströmt, stand dabei und erfreute sich an diesem Spiel, auch er lachte. Die Heilige Katharina hatte ihre Kutte geschürzt und tanzte, Johannes der Täufer in seinem härenen Gewand schaute zu und klatschte im Takt. Auch Mose war mit seinen goldenen Hörnern am Kopf aus dem entfernten Winkel des Raumes gekommen und er sah gar nicht würdevoll aus, sondern lächelte freundlich. Es war eine vergnügte und fröhliche Gesellschaft. „Jetzt verstehe ich“, sagte ich zu meinem Begleiter, der alles vergnügt mit ansah, „warum ich hier in der Kirche immer so glücklich war. Ich saß dort manchmal ganz still und ein befreiendes Lachen stieg in mir hoch. Ich hätte singen und jubeln können. Ich habe mich leider nicht getraut, weil ich dachte, das hier sei ein ernster und würdiger Ort.“

„Sie freuen sich“, sagte mein Begleiter, „weil sie den Siegeskranz bereits empfangen haben. Sie haben das Ziel erreicht, sie haben durchgehalten bis zum Schluß und wurden dafür belohnt. Deshalb haben sie allen Grund zu einer tiefen Freude. Und“ - dabei blinzelte er mir schelmisch zu, „von wegen ernster Ort! Komm mit!“

Wir betraten die Gänge des Klosters. Ich hatte diesen Ort immer als einen Ort strenger Zucht und Ordnung empfunden. Es ging alles nach Regeln. Man mußte gehorchen, auf seine eigenen Wünsche verzichten, auf das, was man gern getan hätte. Wie eine schwere Last war mir dieses Leben so oft erschienen. Aber nun blitzte auch in den Gängen des Klosters ein Lachen auf, das hatte ich damals nicht wahrgenommen. Ein Echo lachte dem anderen zu, das Lachen wurde zurückgeworfen, verstärkte sich, kollerte wie ein Ball durch den Gang, prallte gegen die Wand und rollte wieder zurück. Das Lachen spielte mit sich selbst. Eine große Heiterkeit durchzog die Räume des Klosters. „Das ist der Hauch der Ewigkeit“, erklärte mein Begleiter, „wenn er auf die Schwerfälligkeit des Lebens trifft, dann fängt er an zu lachen. Wo sich Himmel und Erde berühren, stimmt der Himmel ein Gelächter an.“

Ich war irritiert. Lachte der Himmel die Erde aus, nahm die Ewigkeit unser Leben nicht ernst, das doch für uns oft so schwer war? Ich blickte fragend zu meinem Begleiter hinüber. Er erriet meine Gedanken und lachte ebenfalls. „Nein, es ist kein Spott in diesem Lachen, sondern nur Freude, tiefe Freude. Der Himmel will die Erde einfach mit Freude durchdringen. Die Ewigkeit kann nicht anders, als fröhlich zu sein, weil sie von Gott kommt und sich dort aufhält, tagein, tagaus. Deshalb ist sie immer voll tiefer Freude. Und so wie die Wolken ihren Regen loslassen, wenn sie in ein Tiefdruckgebiet kommen, so muß die Ewigkeit, die von Freude vollgesogen ist, sie loslassen und sie regnet die Freude aus im Lachen.“ Ich verstand. So war das.

Wieder winkte mir mein Begleiter mit einem gewinnenden Lächeln: „Komm!“ Wir gingen in die Klassenzimmer. Hier saß ich einst als Junge, hatte geschwitzt und gelitten. Nun waren diese Räume mit einer großen Leichtigkeit erfüllt. All die Scherze der Kinder hingen in dem Raum, erfüllten ihn mit Leben und Spaß. „Ich habe gar nicht gewußt, daß es hier so fröhlich zugeht“, wieder war ich sehr erstaunt. Nicht anders war es im Schlafraum und im Speisesaal, überall das gleiche fröhliche Lachen. Ich war wie vor den Kopf geschlagen: Wieso hatte ich das alles damals nicht wahrgenommen?

Mein Begleiter erklärte es mir geduldig: „Für dich war diese Zeit von Verzicht geprägt. Aber jeder Verzicht zieht eine Belohnung nach sich. Es kann sein, daß dieser Lohn nicht gleich ausbezahlt wird. Die Belohnung lagert dann vorübergehend in der Ewigkeit und wartet darauf, daß sie sich auswirken kann. Bis zu ihrer Ausbezahlung vertreibt sie sich die Zeit mit Spielen, Lachen und Herumtollen. Sie freut sich des Lebens, weil sie die gute Seite unseres schweren Lebens ist. Sie lacht und lacht und kann nicht aufhören. Und je länger die

Belohnung hier in der Ewigkeit fröhlich sein kann, desto wertvoller und größer wird sie. Durch das Lachen nimmt sie zu und ist zuletzt ein großer Schatz.“

Ich dachte nach: All die Verzichte, die ich geübt hatte, all die Einschränkungen, die ich hier erlitten hatte, haben sich tatsächlich in meinem Leben ausgewirkt. Es hatte sich gelohnt, daß ich hier gelernt hatte, die eigenen Interessen zurückzustellen. Es hatte sich tatsächlich ausbezahlt. Es war gut, daß ich mich nicht geschont hatte– oder besser nicht geschont wurde, das erwies sich in meinen Leben wirklich als ein großer und wertvoller Schatz. Immer und immer wieder hatte ich daraus schöpfen können, und je älter ich geworden war, desto wertvoller war diese gute Lebensgrundlage geworden. Was ich damals an Disziplin, Zucht und Zurückhaltung gelernt hatte, hatte sich viel später sehr positiv ausgewirkt.

Dabei dachte ich an Vater Anselm. Ob ich noch einmal in das Sprechzimmer schauen konnte? Ich würde ihm so gerne wieder begegnen! Das letzte Mal hatte ich ihn gesehen, als er mich des Klosters verwies. Mit ernstem Gesicht hatte er mir befohlen, meiner Wege zu gehen und mich damit auf die weite Wanderung geschickt. Hart, grausam und unerbittlich hatte ich ihn empfunden – oder hatte er doch gelacht, als er so streng mit mir redete? Nun schien mir das sogar ganz plausibel zu sein. Ich schaute meinen Begleiter fragend an, er nickte. So öffnete ich vorsichtig die Tür zum Sprechzimmer. Tatsächlich, dort saß Vater Anselm und las. Und ich blickte in ein altes Gesicht voller Runzeln. Aber es leuchtete und er lachte auf, als er mich sah. Er lachte aus vollem Hals, wie noch nie einen Menschen gesehen hatte, die tiefen Runzeln seines Gesichts wurden zu Lachfalten, er lachte fröhlich und aus vollem Herzen. Er lachte mich an. Ja, er lachte mich an – nicht aus. Aus seinem Lachen sprachen Freude und Güte. Er nahm mich lachend in den Arm: „So bist du also doch angekommen, mein Sohn“, sagte er fröhlich zu mir, „ich habe es gewußt, daß du dein Ziel erreichst. Ich habe dich auf den Weg geschickt, weil ich wußte, daß du hindurch kommst. Nun bist du da. Herzlich willkommen!“ Und immer wieder drückte er mich so fest, daß mir fast die Luft wegblieb, klopfte mir mit seinen Pranken auf die Schultern und lachte und lachte.

Ich konnte nicht anders, ich lachte mit, und auch mein Begleiter stimmte fröhlich mit ein. Wir lachten zu dritt, bis uns die Tränen aus den Augen liefen und wir nicht mehr konnten.

Der Gartenzaun

Mein Begleiter ließ mir die Zeit, er hetzte mich nicht. Ich durfte lachen, bis ich genug hatte. Dann berührte er mich wieder an der Schulter. Ich verabschiedete mich von Vater Anselm, der mir ein „Bis bald!“ zurief und wir gingen weiter.

Ich war durch das Lachen gelöst und zuversichtlich. Wenn diese Freude aus der Ewigkeit Gottes kam und ich nun in die Ewigkeit hineinschritt, was konnte mir denn geschehen? Dann war ja dieser Weg zurück ein Weg in die Freude! Dann gab es keine Bedrohung und keine Angst! Ich fühlte mich wieder jung und wäre zu jedem Streich bereit gewesen. Am liebsten wäre ich noch einmal aus dem Kloster ausgebüxt, einfach aus Freude und Spaß und weil ich nun wußte, daß diese Flucht damals nichts Schlimmes war und das Zurückkommen als reuiger Sünder etwas, was die Ewigkeit bestimmt zu stürmischen Heiterkeitsausbrüchen gebracht hatte. Denn das wußte ich nun: Sie lacht, wenn ein Sünder umkehrt und Buße tut. „Wenn das so ist, hätte ich viel öfter umkehren und Buße tun sollen“, dachte ich kichernd. Wir näherten uns einem Ort, der mich immer mehr mit Macht anzog, je näher wir kamen. Am liebsten wäre ich hüpfend und springend davongerannt. Aber mein Begleiter ließ keine Eile zu. Bald erkannte ich es schon von weitem: Das Haus meiner Eltern und der Garten meiner Kindheit! Inzwischen brach die Morgendämmerung an. Die Vögel begannen zu zwitschern wie damals. Der Tau glänzte auf dem Gras und ich wußte, die vielen Wassertropfen würden funkeln wie ein Heer von Diamanten, wenn die aufgehende Sonne sich darin spiegelte. Das bergende Gefühl meiner Kindheit stieg in mir auf. Unbelastet fröhlich in den Tag hineingehen, beobachten, sehen, riechen, schmecken – nur da sein und das Leben spüren. Mir

stiegen die Tränen in die Augen. Sie waren wie die Tautropfen auf dem Feld. An einem solchen Morgen hatte ich meine Mutter erstaunt gefragt: „Hat der liebe Gott heute Nacht geweint?“

Nun wußte ich, es war der Morgentau der Liebe Gottes, der alles mit der Fülle seines Lebens bedeckt und nicht aufhört, bevor nicht jeder von der Güte des Lebens gesättigt ist.

Und da! Da hoppelte doch tatsächlich ein weißes Kaninchen durch das Gras, knabberte am Löwenzahn und am Sauerampfer. „Susi!“ Ich stürzte zu meinem geliebten Kaninchen. Es rannte nicht fort – wie früher, wenn ich zu stürmisch auf es zu rannte –, es blieb und ließ sich streichen, kuschelte sich weich in meine Hand, knabberte an den Haaren meines Armes und schien ganz zufrieden zu sein. Ich hörte wieder das Knabbern seiner Zähne und das Schnauben seines Näschens. Die Schnurrhaare kitzelten, so daß ich lachen mußte. Ja, meine Susi! Unter Schluchzen sagte ich zu ihr: „Es tut mir leid, Susi, daß ich deine Stalltür offengelassen habe! Es tut mir so leid!“ Tränen netzten ihr Fell. So lange hatte ich dieses Versagen mit mir herumgetragen, so lange hatte ich darunter gelitten, daß ich damals meiner Verantwortung nicht gerecht geworden war.

Dann schaute ich mich im Garten um und bekam einen Schreck, gleich neben uns spazierte der Falke, der damals mein Kaninchen angegriffen und getötet hatte. Ich wollte das Tier schützen, aber es war nicht nötig. Der Greifvogel sah nicht kampflustig aus, er rupfte Gras und fraß Butterblumen.

Überhaupt strahlte der ganze Garten Frieden und Harmonie aus. Es gab nichts Bedrohliches mehr. Die Brennesseln, um die ich immer einen großen Bogen gemacht hatte, blühten golden und brannten nicht mehr, ihre Blätter waren samtweich. Der Bach plätscherte harmlos und war so seicht, daß hier unmöglich jemand gefährdet werden, geschweige denn ertrinken könnte. Meine Höhle unter dem Gebüsch verlockte dazu, mich zu verstecken. Aber ich wollte mich gar nicht verbergen – es gab keinen Grund dazu. Ich spazierte über das weiche Gras, lauschte den erwachenden Geräuschen der Natur und sog die morgendliche Frische in mich auf. Die Luft war belebend, wie vitalisierender Sauerstoff, prickelnd wie Limonade, das Leben pulsierte pur in allen Winkeln des Gartens. Auch die Mäuse sprangen vergnügt hinter der Regentonne hervor.

Ich schaute über den Zaun, auch draußen, außerhalb des Gartens troff es vor Leben, es machte keinen Unterschied, ob ich hier im Garten war oder außerhalb. Irritiert schaute ich zu meinem Begleiter: „Dann ist der Garten gar nicht die Insel, das Paradies, der Ort kindlicher Geborgenheit?“

„Schau den Zaun an“, befahl mein Begleiter. Und als ich genau hinschaute, entdeckte ich, daß er nicht aus Draht, sondern aus vielen feinen Haaren gesponnen war. Er war kein unüberwindlicher Schutzzaun, sondern ein filigranes, zerbrechliches Gebilde, wie ein Spinnennetz, zart und verletzlich. Ich verstand nicht und schaute ratlos zu meinem Begleiter hinüber.

„Der Zaun, den du hier siehst, sind all die guten Wünsche, Hoffnungen und Gedanken, die ein Kind in das Leben begleiten. Sie sind ein wichtiger Schutz, sie hüllen es ein und geben ihm Sicherheit. Aber diese guten Wünsche sind wie ein Kokon. Irgendwann muß er gesprengt werden und das Kind seinen eigenen Weg gehen. Sie spannen sich wie ein Zaun um das Leben des Kindes und bezeichnen das Terrain, in dem es leben und aufwachsen kann. Hier fühlt es sich Zuhause, es wird bestätigt, gelobt und korrigiert. An diesem Zaun entlang richtet das Kind sein Leben aus, dadurch bekommt es seinen Wert, seine Identität. Aber dann kommt der Moment, wo es hindurchtritt und feststellt, daß das Leben dort draußen genauso ist, auch dort ist der Friede und die Geborgenheit – genauso wie es innerhalb des Gartens Leid und Tod gibt. Und wenn das Kind dann seinen Weg geht, dann nimmt es seinen Garten mit. Durch diesen Zaun hat es ein ganzes Leben lang einen Halt und einen Schutz. Trotzdem bleibt dieser Schutz immer verletzlich und angreifbar. Für andere sind es dünne Spinnweben, nur für das Kind selbst sind sie wie ein Panzer.“

Ich überlegte und schaute zurück auf mein Leben. Tatsächlich! Ich hatte, wo ich gewesen war, ein Stück dieses Garten mitgenommen, immer war er gegenwärtig. Es war mir gar nicht aufgefallen, daß der Garten meines Alters, in dem das Gartenhaus stand, diesem Garten meiner Kinderzeit täuschend ähnlich sah.

Und etwas anderes kam mir in den Sinn. Immer wieder war mir gewesen, als würde ich etwas aus meinem Gedächtnis wegwischen, wie Spinnweben, die sich in meinem Haar verfangen hatten. Anschließend fühlte ich mich ein Stück ärmer und schutzloser. Und umgekehrt: Immer wieder wenn ich Schutz und Halt brauchte, kehrte ich in das sichere Geviert dieses Zaunes zurück, und er war mir wie eine Rüstung, in der mir niemand etwas anhaben konnte.

Langsam dämmerten mir die Zusammenhänge.

„Ja, dieser Garten ist ein kleines Stück des Paradieses. Jeder Mensch trägt dieses Abbild des allerersten Anfangs in sich“, fuhr mein Begleiter weiter fort, nachdem er gesehen hatte, daß ich annähernd verstanden hatte, „wir werden daraus vertrieben und trotzdem ist es der Urboden unseres Lebens. Die Grenze, die durch das Wort Gottes gezogen wurde, gibt unserem Leben Halt und Orientierung, es ist die Grenze zwischen Gut und Böse. Wir müssen unser ganzes Leben lang darauf achten, daß wir sie nicht überschreiten. Und weil wir aus dem Paradies vertrieben sind, ist unser ganzes Leben vom Tod bedroht, und von Anfang an haben wir damit zu tun, den Tod in unser Leben zu integrieren. Beides, Tod und Leben, muß in unserem Garten Platz haben.“

Da wurde mir klar, daß der Tod nur die andere Seite des Leben ist, daß beides zusammenhängt, wie die beiden Seiten einer Münze. Es gibt nicht das eine ohne das andere. Wo das Leben ist, da ist auch der Tod, und wo der Tod ist, da ist auch das Leben. Wir reißen die beiden Teile nur auseinander, weil wir nur das Leben wollen, und versuchen das Leben vor dem Tod zu schützen, indem wir das Leben einzäunen, aber damit haben wir auch den Tod mit eingezäunt. Wenn uns das klar wird, können wir nur am Leben verzweifeln und stellen es in Frage, denn wir denken, daß es dann keinen Ort der Sicherheit mehr gibt. Jedoch erwächst die Sicherheit aus der Ruhe und die Ruhe daraus, daß wir anerkennen, daß beides eng zusammenhängt. Nun hatte ich verstanden. Ich konnte weitergehen.

„Ich bin bereit“, sagte ich zu meinem Begleiter. „Wir können nun auch das letzte Stück des Weges gehen“.

Das Ende

Wir wanderten weiter. Der Tag war angebrochen, die Sonne brannte vom Himmel. Unser Weg wurde mühsamer und staubiger. Die asphaltierte Straße hörte auf, ein steiniger Pfad begann, der sich endlos dahinzog. Wir ließen die Bäume hinter uns zurück, zuletzt wuchs nur noch hüfthoch kratziges Gebüsch, durch das wir uns kämpfen mußten. Der Pfad wurde zunehmend zu einer getrampelten Spur und hörte schließlich ganz auf. Hätte ich meinen Begleiter nicht gehabt, wäre ich verloren gewesen. Große Felsbrocken lagen auf dem Weg, wir mußten sie umrunden oder dann immer öfter auch überklettern. Bald verschwand jegliche Vegetation, wir bewegten uns in einer Felswüste ohne Leben, Totenstille umgab uns. In der größten Mittagshitze suchten wir im schmalen Schatten einer Felswand Schutz, ruhten uns schweigend aus und brachen dann ohne ein Wort wieder auf. Es gab nichts zu sagen. Ich spürte die Mächte des Todes. Jedes Leben wich aus meinen Gliedern. Ich war ausgetrocknet und elend, jeder Teil meines Körpers schmerzte mich, ich fühlte mich wie zerschlagen. Eine schwere Last legte sich auf meine Seele, und bei jedem Schritt kam es mir so vor, als würde sich ihr Gewicht vermehren. Bedrängend und beängstigend traten Bilder vor mein Auge von Situationen, in denen ich versagt hatte. Das waren nicht an erster Stelle die Fehler die ich gemacht hatte, sondern die Augenblicke, in denen ich anderen etwas schuldig geblieben war, in denen ich weggeschaut und es anderen überlassen hatte, etwas zu tun. Meine Versäumnisse waren es, die mich jetzt belasteten: Ich wußte, daß ich in dieser Situation, die ich nun noch

einmal durchlitt, hätte etwas sagen müssen, aber ich war zu stolz dazu. Oder dort, in jenem Moment, wäre mein Eingreifen erforderlich gewesen, aber ich war zu feige dazu. Und hier bei dieser Gelegenheit, die mir noch ganz lebendig und bedrängend vor meinen Augen stand, war ich gefragt worden, etwas zu tun, aber ich war zu bequem dazu gewesen!

Immer mehr fiel mir ein. Es war, als drohte sich aus dem felsigen Berg neben mir eine riesige Lawine aus Steinen, Erde, Dreck und Felsen zu lösen, die auf mich niederdonnern und mich verschütten wollte. Ich atmete schwer und bekam fast keine Luft mehr, es brannte in mir wie Feuer. Dann brach es aus mir heraus: „Ich kann nicht mehr! Das ist zuviel! Ich halte es nicht mehr aus!“

Sofort blieb mein Begleiter stehen. „Laß es mich tragen“, bot er mir ohne eine weitere Erklärung an. Aber wie sollte ich das tun? Ich war verzweifelt! Es war zu viel, als daß ich ihm hätte alles geben können!

„Dann bleib‘ hier stehen“, befahl er knapp. Dann ging er weiter. Als er etwa 100 Meter vor mir war, sah ich, wie sich oben am Berg ein massiver Felsblock löste, zu Tal donnerte, und viele andere Steine und Geröll mit sich riß, genau auf meinen Begleiter zuraste und ihn verschüttete.

Danach war ich allein, Totenstille umgab mich, nur vereinzelt bewegten sich noch ein paar lose Steine. Die Staubwolke legte sich. Ich fühlte mich unendlich erleichtert, aber ich hatte meinen Begleiter verloren.

Angestrengt arbeitete ich mich weiter voran. Es war nun egal, wohin ich ging. Jede Richtung konnte richtig oder falsch sein. Ich kletterte einfach weiter. Dann wurde es Abend, ein kühler Hauch kam auf und trocknete den Schweiß auf meiner Stirn. Nur die Steine strahlten noch die Hitze des Tages ab. Endlich kam ich an den Rand eines Tales. Unten sah ich einen Fluß, Wiesen und Bäume. Die Talsohle war noch weit entfernt und ich benötigte die langen Stunden der Dämmerung, um endlich hinunterzukommen. Je weiter ich hinabkam, desto einfach wurde der Weg, bis ich schließlich wieder weiches Gras unter den Füßen hatte. Dann traf ich auf den Fluß. In ihm floß ein Wasser, das hell und klar war und auch in der Dunkelheit leuchtete. Ich trank daraus und fühlte mich sofort wunderbar erfrischt und neu belebt. Es schmeckte wie das Wasser des Lebens.

Ich weiß nicht warum, ich entschloß mich, dem Verlauf des Flusses zu folgen, immer weiter bergauf. Das matt scheinende Licht des Wasser gab genug Helligkeit, um den Weg am Ufer entlang zu finden. Es war kein beschwerlicher Weg. Aber ich wurde immer müder, je länger ich wanderte. Ich lief und lief, Stunde um Stunde der Nacht verrann. Aus dem Fluß wurde ein Bach, der immer schmaler wurde und zuletzt in einer kleinen Schlucht verschwand. Ich stand am Eingang dieses Einschnitts und schaute mich um. Der neue Tag zeichnete sich bereits ab, aber in der Schlucht war es dunkel, eine kühle Luft drang aus ihrer Tiefe, sie roch nach Wasser, Erde und krautigem Bewuchs. Irgendwo hatte ich diesen Duft schon einmal gerochen. Ich konnte mich nicht erinnern, es mochte weit zurückliegen.

Ich wartete, bis es heller geworden war, dann wagte ich mich in die Schlucht. Ich kletterte dem kleinen Bach entlang weiter, mühte mich durch Gebüsch, überquerte vorsichtig sumpfige Stellen, betrat weichen Moosboden, hüpfte stellenweise auf den Steinen, die aus dem Wasser ragten und kletterte zuletzt einer erdigen Wand entlang, aus der der nackte Fels ragte.

Dann hatte ich das Ende der Schlucht erreicht. Das Rinnsal tröpfelte aus einer Höhle, die von einem dichten Gebüsch verdeckt war. Ich bog die Zweige beiseite und betrat die Höhle.

Das Ende

Als ich dort im Eingang der Höhle stand und mich die Wärme, die aus dem Inneren der Erde drang, umfing, war es mir, als würde ich heimkommen. Ich war zuhause, ich war am Ende angekommen. Der Bogen neigte sich zum Anfang.

Ich tastete mich voran, tiefer in die Höhe hinein, eine innere Orientierung wies mir den Weg, als wäre ich ihn bereits schon einmal gegangen. Aus der Tiefe des Inneren hörte ich ein Raunen und Rufen, das mich unwillkürlich anzog. Die Stimmen riefen mich, es war mein Name, der immer wieder lockend aus der Tiefe drang.: „Jörg, Jörg, wir warten, hier ist dein Platz, wir haben alles schon vorbereitet!“ „Ja, ich komme! Ich bin schon da!“ antwortete ich. Jetzt gab es kein Halten mehr, ich eilte den Gang hinunter in die Tiefe.

Dann stand ich vor einem großen See, der kein gegenüberliegendes Ufer zu haben schien, so groß war er. Blaue Lichtblitze zuckten über dem geheimnisvollen Wasser. Das Rufen kam vom jenseitigen Ufer. Ich schaute herum und sah ein kleines Boot, das bereit lag, um mich hinüberzubringen.

Ich stieg hinein und ruderte in die unendliche Dunkelheit. Ich ruderte und ruderte, nur das Rufen zeigte mir die Richtung.

Dann endlich, ich weiß nicht nach wie langer Zeit, kam ich drüben an. Ein breiter Gang führte weiter hinein in die Höhle, das Rufen wurde lauter, drängender. Ich erkannte die Stimmen die mich riefen, sei wurden immer deutlicher. Es waren die Stimmen meines Vaters und meiner Mutter und ich hörte sogar die Stimmen meiner Großeltern, andere Stimmen erkannte ich nicht.

Vor mir wurde es immer heller, aus der Tiefe drang Licht zu mir, das zunahm, je weiter ich hinunterstieg. Es war ein warmes, pulsierendes, lebendiges Licht, wie der Widerschein eines großen Feuers.

Dann machte der Gang eine Wendung – und ich stand in einer ausladenden Halle. Jetzt war das Licht so stark, daß ich meine Augen schließen mußte. Nur langsam öffnete ich sie blinzeln und schaute mich um: Ich war in einem riesigen Thronsaal, alles war voller Gold, Licht und Diamanten, helles, klares Wasser floß von den Wänden, ein Feuer loderte in der Mitte und dahinter war ein großer, gewaltiger Thron zu sehen - der Thron des ewigen Vaters. Als sich die Augen ganz öffnete, sah ich, daß ich von freundlich lächelnden Menschen umgeben war, sie waren mir alle lieb und vertraut und begrüßten mich herzlich. Ich war am Ziel, ich war daheim. Ein tiefer Friede überkam mich.

Nach diesem freundlichen Willkommen meiner Ahnen fühlte ich mich wieder aufgenommen in den Schoß meines Geschlechtes, ich war bei denen, die mir vorausgegangen waren, nun hatte ich sie erreicht. Ich hatte ihr Erbe weitergetragen, nun war ich zurückgekehrt.

Dann machte ich einen Schritt auf den Thron zu. Ich warf mich vor dem Vater, der der Vater aller Väter ist, auf den Boden und lag auf meinem Angesicht vor ihm. Ich sagte: „Hier bin ich, mein Vater. Ich danke dir für das Leben, das du mir geschenkt hast. Ich gebe es an dich zurück.“

„Steh auf, mein Sohn,“ sagte eine Stimme zu mir, die wie die meines Begleiters klang. Ich stand auf. Tatsächlich, mein Begleiter stand neben mir und er lächelte freundlich. „Hier, du bekommst neues Leben, ewiges Leben. Es ist das Geschenk deines ewigen Vaters für dich, weil er ewig dein Vater sein möchte. Denn er hat dich so lieb, daß er nicht aufhören möchte, dir das zu zeigen.“

„Und was ist mit meiner Last, die dich verschüttet hat?“ fragte ich kleinlaut. „Sie ist ins Meer gestürzt. Ich habe sie beseitigt. Der große Berg des Elends der Menschheit ist wieder ein Stück kleiner geworden. Komm, fühle dich hier zuhause. Hier ist dein Platz schon seit langer Zeit bereitet. Wir wußten, daß du kommst. Und nun bist du da. Du, Jörg, ein Wanderer, du bist angekommen, du mußt nicht mehr aufbrechen.“

Liebe Tochter,

ich hoffe, daß Du nicht traurig bist über das Ende meiner Geschichte. So ist das Leben: Es hat einen Anfang und ein Ende. Natürlich ist es traurig, wenn ein Mensch zurückgeht. Auch Du wirst diesen Weg eines Tages gehen.

Ich weiß nicht, ob der Weg zurück tatsächlich so aussieht – oder ganz anders. Ich bin ihn ja noch nicht gegangen. Und kein Mensch kann wirklich berichten, was auf diesem Weg geschieht. Ich habe ihn mir so ausgedacht. Ich bin selber gespannt, wie er wirklich sein wird. Ich will aber zeigen, daß es ein Weg ist, den wir voll Vertrauen gehen können: Wir werden begleitet und geführt. Auf diesem Weg kommt in Ordnung, was in unserem Leben in Unordnung geraten ist. Das Verborgene erstrahlt in einem neuen Licht, vielleicht werden wir dann einiges von dem verstehen, was uns heute noch im Blick auf unser Leben rätselhaft ist. Wir sehen dann – vielleicht – das, was hinter den Umständen und Schicksalen unseres Lebensweges steckt und warum wir manchen Weg oder Umweg gehen mußten. Wir beginnen zu ahnen, oder verstehen vielleicht sogar. Wir werden hineingeführt in die Herrlichkeit Gottes, in seine Nähe. Wir finden zu unseren Wurzeln zurück. In der Bibel heißt es: „Sie legten ich zu ihren Vätern.“ Ich glaube, dort liegt sich's gut.

Wichtig ist mir, daß wir auf diesem Rückweg nicht die Last unseres Versagens mitnehmen müssen. Jesus nimmt uns diese Lasten ab, so daß wir frei und fröhlich dem himmlischen Vater entgegentreten können. Das wird ein toller Moment, wenn wir vor Gott stehen, freigemacht durch Jesus! Hier bei Gott geht es fröhlich und lustig zu, von hier kommt alles Lachen, Dein Lachen ist bestimmt ein besonders Geschenk Gottes an Dich, daß Dich mit seiner Ewigkeit verbindet und daran erinnert, daß im Himmel Freude und Wonne in Fülle ist. Ich denke, das ganze Leben ist eine Einübung dieses letzten Weges. Und wenn Du alle Deine Wege gehorsam, treu und zuverlässig gehst, wirst Du auch diesen letzten Weg so gehen können. Und wenn Du Dich auch zu Lebzeiten dem anvertraust, der Dich sicher durch alle Schwierigkeiten und über alle Hürden hinwegführen möchte – Jesus - dann wirst Du Dich auch von ihm zum letzten Ziel geleiten lassen können. Alle Verzichte wirken sich aus in himmlischer Belohnung und alle Schwierigkeiten machen Dich geduldig und willig loszulassen, um Dich dem anzuvertrauen, der das Beste für Dich möchte.

Ich bin gespannt, wie das dann einmal sein wird – und ob ich Dich empfangen kann, wenn Du in den himmlischen Thronsaal kommst. Ob ich Dich auch herzlich willkommen heißen darf? Das würde mich freuen.

Ich wünsche Dir, wie auch immer, daß Du zuletzt vor dem Thron des himmlischen Vaters stehen und zu ihm sagen kannst: „Ich geben dir das Leben zurück, das du mir geschenkt hast! Es war ein gutes Leben mit deiner Hilfe. Danke dafür.“ Ich hoffe, ich kann es so erleben.

Bis dahin bleibe ich Dir in Liebe verbunden,
Dein Papa.

Die Lebensreise im Überblick

			Erik H. Erikson	Romano Guradini	Robert Clinton
Alter	Die Stationen dieses Buches	Bezeichnung	<i>Die Entwicklung der natürlichen Persönlichkeit</i>	<i>Die Entwicklung der geistigen Persönlichkeit</i>	<i>Die Entwicklung der geistlichen Persönlichkeit</i>
	Bild 1: Die Höhle	Mutterleib		Leben, Wachstum, Geborgenheit	Göttliches Fundament Familiäres Erbe, Reden Gottes, Wort und Mensch, prägende Erlebnisse
0-1 Jahre		Säugling	1. Ich bin, was man mir gibt 2. Vertrauen gegen Mißtrauen 3. Ur-Vertrauen	Krise der Geburt: Lösen von der Nabelschnur, Schrecken der eigenen Existenz	
1-4 Jahre	Bild 2: Der Garten	Kleinkind	1. Ich bin, was man mir sagt 2. Autonomie gegen Verunsicherung 3. Ausprobieren, Mut, Antrieb, Hoffnung, Willen	Vertrauen, Autonomie, Initiative, Leben gestalten im Spiel, Einheit von natürlicher und übernatürlicher Welt, Gefahr: Selbstsucht	
3-6 Jahre		Kind	1. Ich bin, was ich tue 2. Initiative gegen Schuldgefühl 3. Verantwortung, Selbständigkeit, Kraft, Stärke, Zweck-Bewußtsein		
5-12 Jahre	Bild 3: Das Kloster	Schulkind	1. Ich bin, was ich kann 2. Werksinn gegen Minderwertigkeitsgefühl 3. Begabung, Können, Stolz, Methode		
12-18 Jahre		Jugendlicher	1. Ich bin so, wie ich mich sehen möchte 2. Identität gegen Identitäts-Diffusion 3. Selbstbewußtsein, die eigene Rolle, man weiß, wer man ist	Krise der Reifung: individuelle Selbstbehauptung, sexueller Trieb Mündigkeit, Abhängigkeit oder Rebellion	Persönliches Wachstum: Integritäts-Test Gehorsamstest Verständnis des Wortes-Gottes-Test
18-25 Jahre	Bild 4: Die Stadt	Junger Erwachsener	1. Realistisches Selbstbewußtsein 2. Intimität gegen Isolierung 3. Partnerschaft, Beziehungen, Hingabe, Erfüllung, Altruismus	Mangel an Wirklichkeitserfahrung, braucht Ältere, erste Liebe, Elan des aufsteigenden Lebens, Berufswahl	Dienstreifung I: Einstieg in Dienstaufgaben und Herausforderungen, Training von Dienstfähigkeit, Begabungsentwicklung erste Leitungsaufgaben

Alter	Stationen	Bezeichnung	Erik H. Erikson	Romano Guardini	Robert Clinton
25-30 Jahre	Noch Bild 4: Die Stadt	Erwachsener	1. Mein „Ich“ weitergeben 2. Generativität gegen Stagnation 3. Lebenssinn, Harmonie, Produktivität, Fürsorge	Krise durch Konflikt: Idealismus-Realität an die Grenzen stoßen: ewiger Revolutionär, Idealist oder Resignation im Alltagstrott oder mündiger Mensch	Dienststreifung II: Beziehungstraining: - Umgang mit Autorität – Konfliktverständnis – Umgang mit Versagen – geistliche Unterscheidung
31-45 Jahre				Mündiger Mensch: In der Person und in der Wirklichkeit Fuß gefasst haben, Charakter, Kraft des Meisterns und Ordners, Gründen und Verteidigen Mann-Frau-Rolle	Lebensreifung: - Konfliktbewältigung – Krisenbewältigung – Isolation – Weiterbildung – Gebetsherausforderungen – Glaubensherausforderungen – Berufungsbestätigung
45-50 Jahre				Krise durch Erfahrung der Grenzen Gefühl für die Grenzen der eigenen Kraft, Ernüchterung, Ermüdung, Blick schärfer, Herz traut weniger	Konzentration und Freisetzung: - Dienstphilosophie – Werte – lebenslanges Lernen – andere anleiten – Mentor – Multiplikation – die Berufung kommt zur Reife
51-63 Jahre		Reife	1. Ich-Integrität 2. Ich-Integrität gegen Verzweiflung 3. Ruhe, Verzicht, Gelassenheit, Weisheit	Grenzen des Daseins sehen und annehmen, Arbeit in Treue fortführen, Vollendung des Charakters, Haltung der Zucht	– Frucht wird sichtbar – „regieren“ und „herrschen“ im Sinne Gottes – Gottes Pläne kennen und verwirklichen – Ermahnung und Wächteramt – Ältester sein im geistlichen Sinn – zur Vollendung kommen
63-65 Jahre				Krise der Loslösung: Bewußtwerden des Endes, Erwartungen sinken, Geschehnisse werden anders erlebt	
65-75 Jahre		Weiser Mensch		Um das Ende wissen und es annehmen, Verwirklichung von Werten, Weisheit, Rat, Betonung auf Sinn, weniger auf Kraft	Stärkere Hinwendung zum Gebet, zuhören können, weiser Ratschlag, anleiten, Junge segnen
75-85 Jahre		Ganz alter Mensch		Vorbereitung auf letzte Krise, Würde, die von innen kommt, Charakter des Weniger-werdens,	Segen weitergeben, Vorbereitung auf die Ewigkeit, Schuld und Vergebung, loslassen können

Alter	Stationen		Erik H. Erikson	Romano Guardini	Robert Clinton
85-90 Jahre	Bild 7: <i>Der Weg zurück</i>			Krise des Sterbens	
90-		Mensch in der Ewigkeit			
Erklärung: Bei den Altersangaben geht es um flexible Zeitbereiche, keine Festlegung!			Erklärung: 1.: Selbstverständnis 2.: Krise 3.: Stärke		
Quelle:			Erik H. Erikson, Kindheit und Gesellschaft, Stuttgart, 1999	Romano Guardini, Die Lebensalter, Mainz, 1986.	J. Robert Clinton, Der Werdegang eines Leiters, Grenz-Murten, 1992